



Bur Volkskunde des Küstenlandes.

Vollleben in Görz und Gradiska.

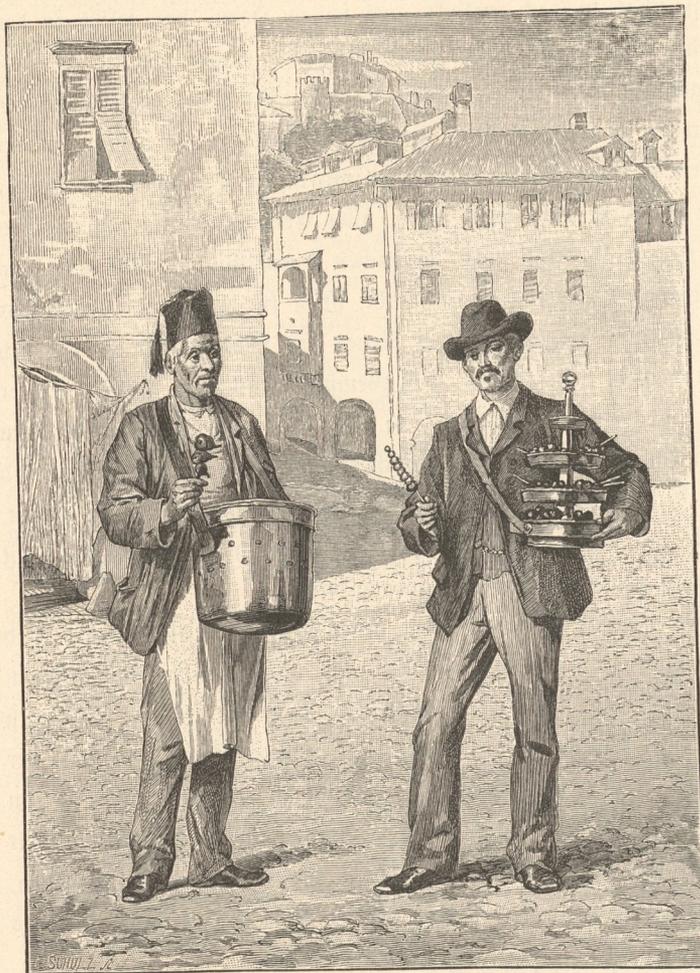


Das Land, über dessen Bewohner wir hier Kunde geben sollen, macht sich nicht allein dadurch bemerkbar, daß es trotz seiner geringen Ausdehnung zwei Namen trägt. Auch sonst überrascht es durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, ja durch den Reichthum an Gegensätzen, die es dem oberflächlichen Beschauer, wie dem gründlichen Forscher bietet. Vor Allem gilt dies von seinem Volksleben, denn die Bewohner des Landes, das seit jeher als Völkerheerstraße gedient hat, gehören nicht einem Stamm allein an. Von Westen her greift die lateinische Race in zwei gesonderten Ästen über die hier mit der Reichsgrenze zusammenfallende Landesgrenze herüber. Längs des Küstenfaums befinden sich die Wohnstätten eigentlicher, den Venetianern enge verwandter Italiener. Sie breiten sich dann in dem Gebiete, welches der unterste Lauf des Sonzo von Sagrado abwärts, die letzten Erhebungen des Karstes gegen Westen und die nördlichste Bucht des adriatischen Meeres einschließen, im sogenannten Territorio weiter landeinwärts aus und sprechen darin das sogenannte Bisiacco, welches vielfache Anklänge an das Friaulische enthält. Den übrigen Theil des Landes, so weit es eben ist, haben Friauler inne. Eine Ausnahme davon macht nur die Fläche, welche am linken Ufer des Sponzo von der Mündung der Wippach in denselben sich aufwärts bis über Görz hinaus erstreckt. Unter den Friaulern verdrängt übrigens die italienische, allen Gebildeten geläufige Sprache, in welcher in

allen Volksschulen der Unterricht erteilt wird, allmählig das ursprüngliche Idiom, obwohl der Priester von der Kanzel zu seiner Gemeinde noch zumeist in demselben spricht. Im Osten mit Stammesgenossen, welche andere Länder der Monarchie bewohnen, im Zusammenhang sind im Hochgebirge, im Berg- und Hügelland und wo, wie vorher erwähnt, die Thäler des Sponzo und der Wippach südlich von Görz gemeinsam sich zu einem Landstrich abdachen, der den letzten Abschluß der großen oberitalischen Ebene bildet, Slovenen ansäßig, Söhne jenes Volkes, welches das letzte Glied in der langen Kette von Wanderzügen ist, denen eine ihrer hervorragendsten Gestalten, der gewaltige Hunnenkönig Etzel, gerade in diesem Lande in der Trümmerstätte von Aquileja ein entseßliches, heute noch den Besucher tief ergreifendes Denkmal gesetzt hat. Der Slovene verräth durch gewisse Verschiedenheiten der Aussprache, welchem Landestheil, selbst welchem Thal er angehört, ohne daß man aber auch nur von mehreren Dialecten seiner Sprache reden könnte. Die Anzahl der Deutschen im Lande ist eine geringe. Sie setzt sich aus einzelnen Gewerbetreibenden und Industriellen, aus angestellten oder ihre Ruhegenüsse verzehrenden Staatsdienern und aus Gliedern adeliger Geschlechter zusammen. Wie schon daraus geschlossen werden kann, befinden sie sich über das ganze Land zerstreut, so daß es in demselben keine einzige deutsche Gemeinde gibt. Das ist indeß erst das Ergebniß im Laufe der Zeiten erfolgter Wandlungen.

Am Hochplateau des Ternovaner Waldes siedelten sich unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, von der landesfürstlichen Forstverwaltung berufen, deutsche Holzarbeiter aus Niederösterreich an. Die Niederlassung heißt Pri Nemeih, bei den Deutschen, allein abgesehen von den ausschließlich deutschen Zunamen mahnt nichts mehr an die Abkunft ihrer Bewohner. Größere deutsche Einwanderungen sind im XIV. Jahrhundert aus dem Pusterthal, welches damals unter der Herrschaft der Görzer Grafen und in Beziehungen zu den Patriarchen von Aquileja stand, auf Veranlassung der letzteren nach dem Bača-Thal und den südlichen Hängen des die krainerische Wochein von dem genannten Thal trennenden Gebirgsrücken erfolgt. Die Ortschaften Deutschruth, Starzišče und Podberda wurden durch sie bevölkert. Ihre Einwohner blieben zwar mit größerer Zähigkeit der alten Stammesart getreu, sind aber heute, viele Namen ebenfalls abgerechnet, vollständig Slovenen geworden. Trotzdem bezeichnen sie noch immer viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit deutschen Ausdrücken und ihre Aussprache des Slovenischen unterscheidet sie einigermaßen von den ursprünglichen Slovenen der Nachbarschaft, die sie selbst „pravi Sloveni“ — rechte Slovenen — nennen. Dessenungeachtet ist die Kenntniß der deutschen Sprache im Lande allgemein verbreitet. Am dichtesten gedrängt wohnen die Deutschen in der Landeshauptstadt Görz, in deren Straßen italienische, friaulische, deutsche und slavische Laute wirt durcheinanderklingen.

Die große Masse des Bürgerstandes, alles, was einer Stadt ihr nationales Gepräge aufzudrücken geeignet ist, muß in Görz entschieden italienisch genannt werden, wenn auch sehr viele der Bürger sich in den aufgezählten vier Sprachen verständlich zu machen wissen. Noch vor zwei Menschenaltern war der Gebrauch des Friaulischen gerade in den oberen



Caramelli- und Pettoraliverkäufer in den Straßen von Görz.

Schichten der städtischen Bevölkerung stark im Schwunge; heute wird es von denselben beinahe nur bei Scherzreden, zu denen es sich ganz vorzüglich eignet, im Munde geführt. Hauptsächlich am Rande des städtischen Weichbildes erhält sich unter den dortigen Bewohnern mit den ländlichen Beschäftigungen der Gebrauch der slovenischen Sprache, welche in neuerer Zeit nach größerer Geltung ringt. Der Fremde indeß, der zum ersten Male Görz betritt und das lebhafteste Treiben in den oft von dichtem Menschengedrange erfüllten Straßen, das rege Leben in den Kaffeehäusern, den Apotheken und den Barbierstuben oder die lärmende, doch keineswegs die Ordnung störende Menge beobachtet, wie sie an gewissen Festtagen enge geschart am Hauptplatze dem Tombolaspiel beivohnt, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß er sich in einer dem Wesen nach italienischen Stadt befindet, zumal wenn die Fischer von der Meeresküste, die Verkäufer von Caramelli (verzuckerten Früchten), Pettorali (gebratenen Äpfeln) und Marroni oder allerlei sonstige Kleinrämer ihre Waaren mit den verschiedenartigsten italienischen und friaulischen Rufen anpreisen und feilbieten.

So ungleich die Abstammung der Angehörigen unseres Ländchens ist, weisen ihre Charaktere dennoch zahlreiche gemeinsame Züge auf. Ein echter Sohn des sonnigen Südens besitzt der Görzer vor Allem jene Eigenschaften, welche sich unter Bewohnern ähnlicher Himmelsstriche auch anderswo mehr oder minder ausgeprägt entwickeln. Durch die klimatischen Verhältnisse schon vielfach verlockt, aus seinem Heim, das selbst in den wohlhabenden Schichten der Gesellschaft nicht immer behaglich eingerichtet ist, herauszutreten, und somit dahin geführt, sei es mit Nachbarn, sei es mit des Weges daherziehenden Fremden häufige Berührungen zu pflegen, ist er gesellig, mittheilsam und beinahe immer von Herzen gut, gerne bereit, fremdem Elend hilfreich beizuspringen. Die auffallend heftige Liebe der Eltern zu ihren Kindern, man kann sagen, aller Erwachsenen zu jugendlichen Geschöpfen überhaupt ist mit ein Ausfluß dieser herzlichen Gutmüthigkeit. Mit gesundem Menschenverstand ausgerüstet und selten ganz unbegabt, ist er für äußere Eindrücke sehr empfänglich; jeder Schwerefülligkeit fremd erfazt er Neues mit Lebhaftigkeit, dem er sich ohne Mühe anzubequemen versteht. In ernsten, das Gemüth erfüllenden Dingen legt er allerdings meist Zähigkeit und Festigkeit an den Tag. Er bleibt der Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Herrscher und sein großes österreichisches Vaterland, der guten Sitte und der Väter Sprache, sowie den ererbten religiösen Überzeugungen unerschütterlich getreu, allein er klammert sich nicht mit unvernünftigem Starrsinn lediglich um der Gewohnheit willen an das Althergebrachte, wenn ihm Besseres geboten wird.

Ungleich den Angehörigen vieler anderen Länder, denen es geradezu als entwürdigend und standeswidrig erscheint, nach einem Erwerbe zu langen, der nicht schon seit Geschlechtern im Hause der Voreltern heimisch war, wählt und wechselt er auch mit raschem Entschluß den eigenen Beruf, je nachdem er sich davon Vortheile verspricht. Stets geneigter, der Gegenwart zu leben, als mit klugem Vorbedacht die Zukunft zu erwägen, kostet es ihn nicht eben große Überwindung, nach dem Wanderstabe zu greifen, um in der weiten Welt einem besseren Unterhalt, als ihm die heimatische Scholle zu bieten vermag, nachzuziehen, obgleich er seine schwärmerische Liebe zu der Stätte, an der seine Wiege stand, niemals recht loswerden kann und immer wieder dahin zurückzukehren strebt.

Der jüngsten Zeit erst und der in ihrem Gefolge einerschreitenden drückenden wirthschaftlichen Lage, die sich vornehmlich in dem ebenen, einst blühenden Landestheile eingebürgert zu haben scheint, war es vorbehalten, den Trieb zur Auswanderung jenseits des Weltmeeres mächtig zu wecken. Von Jahr zu Jahr sehen wir nun in steigendem Maße Scharen friaulischer Landleute auf dem Zuge nach der neuen Welt begriffen, von der oft trügerischen Hoffnung beseelt, daß ihnen dort freundlichere Geschicke beschieden seien.

Eine zweite Auswanderung recht bedauerlicher Art findet, und zwar nicht blos seit jüngster Zeit, zum Glück jedoch nicht in gleich ausgedehntem Maße aus slovenischen

Ortschaften der Umgebung von Görz und des Bezirkes von Tolmein statt. Aus denselben begibt sich ein ansehnlicher Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung sowohl ledigen als verheirateten Standes gewöhnlich nur auf eine Reihe von Jahren nach Egypten, so daß es keineswegs ungewöhnlich ist, dort Bäuerinnen zu begegnen, welche sich in italienischer, französischer, englischer und arabischer Sprache wenigstens nothdürftig auszudrücken vermögen. Diese Zugvögel scheinen in jenem Eldorado europäischer Ausbeutungssucht in allen erdenklichen Dienstleistungen lohnenden Erwerb zu finden, da es nicht selten vorkommt, daß sie für ihre Verhältnisse bedeutende Geldbeträge nach dem Hause der Eltern oder Gatten senden. Es soll nicht bestritten werden, daß so manche redlicher Arbeit nachgeht, ja man weiß von einzelnen Mädchen, daß sie im Wunderlande der Pyramiden wohlhabende Eingeborne fanden, mit welchen sie einen ehrbaren Hausstand gründeten. Allein abgesehen davon, daß dies nur vereinzelte Ausnahme bleibt, sind die geschilderten Verhältnisse darnach angethan, die Bande der Familien verderblich zu lockern.

Wenn vorhin von den Eigenschaften gesprochen wurde, welche allen Bewohnern des Landes gemeinsam sind, so ist es doch selbstverständlich, daß je nach ihrer Stammesangehörigkeit die Eigenthümlichkeiten hervortreten, welche denselben auch anderswo als unterscheidende Merkmale anhaften. Auch hier begeistert sich der Romane plötzlich mit Leidenschaft für ein Ziel, das seinem Geiste in bestechenden Farben vorgeführt wird. Leicht gibt seine glühende Phantasie sich ihm gefangen, mit heftigem Begehren strebt er es an, allerdings um früh darin zu erlahmen, dem Heißgewünschten selbst zu entsagen, sowie er es nicht im ersten Anlaufe erreicht. Auch hier weiß der Romane den Besitz materieller Güter hoch zu schätzen, er scheut nicht eine häufig weitgehende Sparsamkeit, wenn es sich darum handelt, ihn zu erhalten und zu vermehren, wenn auch durchschnittlich in geringerem Grade als der Italiener des benachbarten Königreichs. Auch hier ist der Slave nicht immer ein Hab und Gut mit fester Hand zusammenhaltender Hausvater, so sehr ihn seine Verhältnisse zu einer Genügsamkeit zwingen, die anderwärts zu den wenig gekauften Dingen zählt. Auch hier verzichtet der Slave nur schwer auf ein Vorhaben, für welches er sich einmal eingesetzt hat, und mag er noch so oft in seinem Beginnen fruchtlos gescheitert sein, es wird ihn nicht entmuthigen, nicht davon abhalten, mit unverdrossen zäher Ausdauer neuerdings ans Werk zu gehen. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß die Blutmischung zwischen den Nationalitäten im Lande eine starke ist und demzufolge das Trennende öfter hinter dem Gemeinsamen zurücktritt.

Daß viele Namen mit der Nationalität ihrer Träger nicht im Einklang stehen oder daß Kinder unter dem Druck der sie umgebenden Verhältnisse sich zu einer anderen Nationalität bekennen lernen, als es bei ihren Eltern der Fall war, kommt in sprachlich gemischten Ländern genugsam vor; daß aber von unter ganz gleichen Lebensbedingungen

aufgewachsenen und erzogenen Brüdern beispielsweise der eine italienisch empfindet, der andere slavisch fühlt, dürfte schwerlich an anderen Orten angetroffen werden. Dieses sich gegenseitig Durchdringen der verschiedenen Volksstämme verräth sich nicht allein in den Äußerungen des Seelenlebens, es tritt ebenso in den physischen Eigenschaften der Landesbewohner hervor. Häufig begegnet man in rein slovenischen Gemeinden Individuen, deren dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar und scharf geschnittenes Profil auf unverfälschte romanische Abstammung schließen ließe. Dann wieder leuchten einem Mann, den jeder Zweifel an seinem italienischen Volksthum empfindlich beleidigen würde, die deutschen Ahnen aus den hellblauen Augen, während bei anderen die Sprache in argem Widerstreit mit der Gesichtsbildung und Hautfarbe steht, welche sonst unverkennbare Wahrzeichen slavischer Herkunft sind. Deshalb kann es nicht wundernehmen, daß die Ausbeute nur eine geringe ist, unternimmt man, Sagen oder eigenthümliche Gebräuche und Sitten im Lande zu sammeln. Jene sind dem Gedächtniß des Volkes größtentheils entschwunden, diese mit den einstigen kleidsamen Trachten beinahe zur Gänze verloren gegangen. Dies Alles hat sich bis auf die Jetztzeit unversehrt nur in Gebieten erhalten, welche von stark benützten Verkehrswegen weitab liegen und von großen Umwälzungen unberührt geblieben sind.

Trohdem findet sich in unserem Lande noch Einiges, das der Erwähnung werth ist. In dessen nördlichem Theile, um den Gebirgsstock des Triglav herum, stoßen wir auf eine von dessen schönsten Sagen, die durch Rudolf Baumbachs Dichtung bereits Gemeingut geworden ist. Das ist die Sage von Zlatorog, dem schneeweißen Gemsbock mit goldenen Krickeln, nach dem das Herz eines jeden Jägers strebt. Wird er von einer Büchsenkugel getroffen, so sprießt plötzlich aus seinem Schweife, wo er zu Boden fällt, die wunderbar schöne, lieblich duftende Triglav-Rose, die das waidwunde Wild sofort gesunden macht, sobald sie ihm zur Nahrung gebietet hat. Dem glücklichen Jäger aber droht Verderben, denn Zlatorog steht unter dem Schutze rächender Gewalten. Diese Sage ist zwar auf beiden Abdachungen der julischen Alpenkette, der nordöstlichen krainerischen, wie der entgegengesetzten küstenländischen heimisch, allein ihr eigentlicher Schauplatz ist dort, wo die Soča (Sonzo) in einem engen Felsenbett sich schäumend den Weg nach Süden bahnt. Nicht weit vom Triglav, dem spitz aufragenden Kern zunächst birgt in demselben Gebirgszuge der Bogatin unermeßliche Schätze, die zu verladen siebenhundert Wagen nicht genügen würden. Doch ist seine und des hochgelegenen Sees an seinem Fuße Umgebung zu unwirthlich, als daß jemals ein Schatzgräber das Wagniß unternommen hätte, ihn heben zu wollen. Leicht würde dieses Unternehmen nur dem kühnen Jäger, der Zlatorog erlegt hätte. Bisher ist es keinem noch gelungen. Wohl traf Zlatorog ein glücklicher Schuß, von dem ihn die Triglav-Rose heilte. In seinem Zorn zerstampfte er den herrlichen Garten am Triglav, in dem er zu weiden gewohnt war, derart, daß an dieser Stelle eine Wüstenei

entstand. Die Rojenice, welche jenen Garten pfl egten, mieden ihn von der Stunde an. Nach siebenhundert Jahren wird indeß aus den Steinhalden des Triglav eine Lanne emporwachsen; sie wird gefällt werden, um aus ihrem Holze eine Wiege anzufertigen, und dem Kinde, das darin gelegen haben wird, soll dereinst der Schatz des Bogatin zufallen.

Verfolgt man den Lauf des Sponzo nach abwärts, so gelangt man nach Karfreit. In der Nähe dieses Marktes soll das letzte Heiligthum der heidnischen Bewohner des Landes, eine mächtige Eiche mit einem zwischen ihren knorrigen Wurzeln hervorsprudelnden Quell gestanden haben. Es wird behauptet, daß der noch in der christlichen Ära im weiten Umkreise große Verehrung genießende Baum erst im XIV. Jahrhundert unter den Arthieben glaubenseifriger Priester gefallen sei. Knapp bei Karfreit steht ein Kirchlein, von dem man erzählt, es habe sich noch in den Fluten eines Sees gespiegelt, der vor Zeiten das ganze, dort sich erweiternde Sponzo-Thal erfüllte.

Noch weiter thalab liegt Tolmein. Der Wanderer, der von diesem Orte aus das Ufer der Tominska, eines Zuflusses des Sponzo, entlang aufwärts schreitet, gelangt, nachdem er etwa eine Wegstunde zurückgelegt hat, an die Mündung der Čadra in die Tominska. Noch eine kurze Weile dem in Schlangenwindungen den Berghang steil hinanführenden Pfade folgend, sieht er sich dem schmalen Eingang in eine Höhle gegenüber, welche im Volksmund den Namen Dante-Grotte führt. Man will wissen, daß der umherirrende Dichter tagsüber sich darin verborgen gehalten habe, während er die Nächte im Schlosse Bockenstein ober Tolmein, das dem Patriarchen von Aquileja Pagano della Torre unterthan war, im Verkehr mit anmuthigen Frauen und edlen Rittern zubrachte. Auch will man wissen, daß die großartige Alpennatur, in der er nothgedrungen weilte, ihm bei manchem, in seiner göttlichen Comödie gebrauchten Bilde vorgeschwebt habe. Der Hirt, den sein Weg in später Tagesdämmerung oder zu nächtlicher Stunde an jenem schauerlich schönen Orte vorüberführt, hastet ängstlich seine Schritte und wendet schein den Blick zur Seite, denn er besorgt, der große Flüchtling könnte heute wieder im faltig wallenden Purpurgewande auf dem Felsblock vor seinem einstigen Versteck sinnend ruhen, wie es die Alten oft gesehen zu haben vorgaben. Abgesehen von der inneren Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß der gewaltige Ghibelline bei einem Kirchenfürsten von so ausgesprochen guelfischer Gesinnung, als es Pagano della Torre gewesen ist, Zuflucht gesucht und gefunden haben sollte, sprechen alle vorhandenen geschichtlichen Zeugnisse gegen die Annahme, daß Dante jemals den Boden dieses Landes, sei es in Tolmein, sei es, wie ebenfalls erzählt wird, als Gast des ihm vom Parteistandpunkt aus näher stehenden Grafen Hugo von Tybein (Duino) betreten habe. Es ist somit beinahe gewiß, daß hier nur die Sage sich einer der erhabensten Gestalten in der modernen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes bemächtigt hat. Bemerkenswerth ist dabei, daß die slovenische Bevölkerung sich aus einem Nachbarlande anderer

Zunge nicht einen Kriegshelden, sondern einen Meister des Wortes und Gedankens herübergeholt hat, um an ihm ihre mythenbildende Kraft zu versuchen. Allerdings muß zu theilweiser Erklärung beigelegt werden, daß einstmals zwischen Tolmein und dem oberen Sjonzo-Thal überhaupt und dem italienischen Friaul recht lebhaft Wechselbeziehungen herrschten. Sie finden ebenfalls in einer anderen Erzählung Ausdruck, in welcher sich überdies unschwer Anklänge an die deutsche Faust-Sage erkennen lassen. Sie stammt aus Dreznica unter dem Kern.

Bauerleute aus Trenta, unweit der Quellen des Sjonzo, sandten ihren Sohn nach Udine, um Studien obzuliegen, und versahen ihn vom väterlichen Hause aus mit Lebensmitteln. Da fiel einmal im Gebirge so reichlich Schnee, daß alle Verbindung unterbrochen wurde. Nachdem der Student lange vergeblich auf die gewohnte Unterstützung gewartet hatte, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich dem Bösen verschrieb, der ihm Hilfe brachte. Das Verhältniß wurde ihm jedoch zur Last und um es zu lösen, wandte er sich um Rath an die heilige Sibylle. Diese gab ihm das Mittel an, sich der Herrschaft des Bösen zu entziehen, und verlieh ihm außerdem die Gabe der Weissagung; doch blieb es ihm untersagt, wie er gewünscht hatte, sich dem Priesterstand zu weihen. Unter anderem sagte der Student aus Trenta vorher, es würden einst von Westen zahllose Scharen von Feinden mit Bocksbärten über das Gebiet von Tolmein hereinbrechen, sie würden es von Grund aus verwüsten und alle Männer aus demselben mit sich führen, so daß die Zurückbleibenden leicht im Schatten eines einzigen Nußbaums Platz fänden. Die Weiber würden dann sich so heftig nach Männern sehnen, daß sie von Berg zu Berg eilen würden, weil sie irgendwo eines Mannes Kock auf dem Boden liegen zu sehen vermeinten. Erreichten sie aber die betreffende Stelle, so fänden sie nur einen modernden Klotz.

Aus Huda Juzna an der Bača im Tolmein'schen berichtet man folgende Erzählung: Ein Soldat mußte in den Krieg und ließ sein Liebchen mit dem Versprechen zurück wiederzukommen, falls sie ihm die Treue bewahre. Der Krieg war zu Ende, da klingelte es eines Nachts an des Liebchens Thür. Sie rafft sich vom Bett auf und stürzt hinaus, wo der Geliebte sie hinter sich aufs Pferd hebt und dann mit ihr in rasender Schnelle davonjagt. Dabei spricht er zu ihr: „Sieh nur mein Liebchen, wie hell der Mond scheint und wie schnell die Todten reiten.“ Endlich langt das Paar an einem Friedhof an. Er springt vom Pferde und stürzt in ein Grab, in welches er sein Liebchen hinunterzuziehen sich bemüht. Ihr gelingt es indeß, sich aus seinen Armen loszumachen, und sie flüchtet in die Todtenkammer, wo sie mit Hilfe eines anderen Todten, der darin aufgebahrt lag, sich schließlich ganz befreit. Sie macht sich auf den Rückweg nach ihrer Heimat und dort eingetroffen wird sie gewahr, daß sie eine lange, lange Zeit davon ferne geblieben ist, denn sie findet Niemand mehr, der sie erkennt oder den sie vor ihrer gewaltsamen Entführung gekannt hatte.

Wer fände nicht in der vorstehenden Erzählung denselben Stoff, der Bürger zum Vorwurf seiner Lenore gedient hat, und einen Beweis mehr dafür, daß allen Völkern arischen Ursprungs ein gemeinsamer Sagenkreis eigen ist?

Tolmein gegenüber am rechten Ufer des Isonzo steht inmitten der üppigen Fluren des Woltsehacher Feldes eine Kirche, die St. Daniel im Schwarzwald genannt wird. Der Name schon weist auf die Vorzeit hin, in der dichter Wald von den Bergen bis in die Thalsohle hinunterreichte. Von ihr sagt man in der That, daß sie das älteste christliche Gotteshaus der ganzen Gegend sei und daß, als jenseits der Berge in der anstoßenden krainerischen Wochein noch heidnischen Gottheiten geopfert wurde, die Leichen dort verstorbenen vereinzelter Gläubigen auf dem Rücken von Saumthieren über die unwegsamen Focher der Alpen hierher gebracht wurden, um in geweihter Erde bestattet werden zu können.

In dem Maße aber, als sich das Hochland gegen die Ebene absenkt, schwindet auch die Kraft des Volksgeistes, die alten Sagen festzuhalten. Hier und da taucht noch eine Erinnerung an die verwüstenden Einfälle der Türken auf, so beim Turški Križ in der Thalenge unterhalb Podjela, zwischen Woltsehach und Canale oder am Turški Klanec im Ternovaner Wald. An beiden Orten soll ihren wilden Horden ein Empfang bereitet worden sein, der ihnen die Lust zur Wiederkehr benommen hat. Am letzten Absturz des Gebirges endlich, am Südbahang des Čaven haftet die in von Südslaven bewohnten Ländern wiederholt auftretende Überlieferung, daß hoch über dem heutigen Meerespiegel in die Felsen gewaltige eiserne Ringe eingelassen seien, an welche Seefahrer vor unwordenklichen Zeiten ihre Schiffe befestigt haben sollen.

So weit übrigens Slovenen im Lande wohnen, vom Triglav bis wo der Karst mit steilem Uferrand zum Meere abstürzt, lebt noch eine dunkle Ahnung von dem Glauben ihrer Vorfahren an den Einfluß, den die Rojenice und die Bilen auf die Geschicke der Menschen zu nehmen vermögen. Nicht ohne Scheu wird der Rojenice, der Schicksalsgöttinnen der Slovenen, gedacht. Man stellt sich dieselben als drei schöne weißgekleidete Schwestern vor, welche bei der Geburt eines Kindes an dessen Wiege treten, um ihm seine künftigen Lose vorherzusagen. Die zwei, welche zuerst die Zukunft kunden, versprechen zumeist nur Gutes; entscheidend ist aber, was die dritte spricht, denn diese offenbart das Verhängniß, das sich erfüllt und nur zu oft Schlimmes enthält. Darin liegt ein Zug von Pessimismus, der in dem ganzen, schwermüthig angelegten Wesen des Südslaven an den Tag tritt. Die Bilen dagegen, welche auch in den Volksliedern der Kroaten und Serben gefeiert werden, breiten mit Vorliebe ihre schützende Hand über Sterbliche aus und sind daher selten gefürchtet. Aus Sonnenstrahlen entstanden und in allem Anfang Bewohnerinnen der Wolken, stiegen sie später im Dienst des Gottes des Lichtes zur Erde hernieder. Körperlos und in weiße dünne Gewänder gehüllt, zart von Gestalt, blassen Antlitzes mit

leuchtendem Auge und goldig wallendem Haare, in welchem ihre Stärke liegt, mit lieblich tönender Stimme und von unvergänglicher Jugend und Schönheit, — so erscheint die Vila der Einbildungskraft des Volkes. Der rauschende Quell, die waldige Bergkuppe, der schattige Hain, sie alle stehen unter dem Schutz besonderer, ihnen eigenthümlicher Vilen. Die Vilen lieben Spiel, Tanz und Musik und wer jemals ihrem Gesang gelauscht hat, findet an menschlicher Stimme niemals mehr Wohlgefallen. Sie heilen Krankheiten und können selbst Verstorbene zum Leben wieder erwecken. Dichtern und Helden sind sie namentlich freundlich zugethan. Letztere schützen sie im Kampfe wie die Walküren die deutschen Krieger. Wer sie beleidigt hat, auf den schleudern sie indeß die Geschosse ihrer selbst geschmiedeten glänzenden Waffen, nie ohne ihn zu Tode zu treffen. Glücklich aber ist zu preisen, wem sie ihre Gunst zugewendet haben.

Neben diesen Überbleibseln uralter Stammesüberlieferungen trifft man noch auf ganz vereinzelt Spuren eines Glaubens neueren Ursprungs, der vor etwa drei Jahrhunderten unter den Slovenen, die heute durchwegs eifrige Katholiken sind, zahlreiche Anhänger zählte. Hier und da soll in den Gehöften des Wippachthals ein Exemplar der Luther'schen Bibel, welche Primus Truber im Zeitalter der Reformation in das Slovenische übersetzt und in Tübingen hatte drucken lassen, als mit Ehrfurcht behüteter Schatz bis in die jüngste Zeit erhalten geblieben sein.

Es kann nicht wundernehmen, daß Aberglauben noch häufig unter dem Landvolke beider Nationalitäten angetroffen wird. Was anderswo als gute oder böse Vorbedeutung gilt, wird auch hier dafür angesehen, allein bemerkenswerth ist, daß man die gegenwärtigen Diener der Kirche dabei mit Kräften ausgestattet hat, die mit ihrem Verufe nichts gemein haben. So wird vielfach geglaubt, daß es die Priester in ihrer Gewalt haben, Wetterwolken nach ihrem Willen zu lenken, und daß einzelne unter ihnen davon Gebrauch machen, um Gemeinden mit vernichtenden Hagelschlägen heimzusuchen, in welchen Amtsbrüder, gegen welche sie feindselige Empfindungen hegen, als Seelsorger wirken. Dann gibt es wieder Priester, denen die Landleute deßhalb besonderes Vertrauen entgegenbringen, weil sie dafürhalten, daß jene im Besitze besonders kräftiger Gebetsprüche seien, welche jeden Schaden von den Ernten ihrer Schutzbefohlenen mit größerer Sicherheit fernzuhalten vermögen, als es das sonst übliche Wetterläuten und Verbrennen geweihter Äzweige bewirkt.

Allgemein verbreitet ist auch die Meinung, daß das Alpdrücken bei Schlafenden durch Menschen verursacht wird, welche in Folge eines angeborenen Triebes genöthigt sind, unbewußt nachts ruhelos umher zu irren und ihre Mitmenschen zu quälen. Ein solches Geschöpf heißt, je nachdem es ein Mann oder ein Weib ist, *Vijedomac* oder *Bošca* bei den Slovenen, *Chialchiut* oder *Mora* bei den Friaulern und es gibt ein untrügliches Zeichen, um bei der Geburt eines Kindes erkennen zu lassen, ob es dazu bestimmt ist. Um das Kind

von diesem Bann zu erlösen, muß es zum Fenster hinaus gereicht werden, wenn es zur Taufe getragen wird. Andere sagen, man müsse zu diesem Zweck am siebenten Tage nach der Geburt, nach vollendeter siebenter Woche und nach vollendetem siebenten Lebensjahr gewisse Gebete darüber sprechen. Im Tolmein'schen behauptet man, daß Bijedomaci und Bošče nachts auf Kreuzwegen zusammenkommen und sich gegenseitig mit brennenden Holzspänen derart schlagen, daß Hände, Füße, Ohren und andere Gliedmaßen zu Boden fallen. Vor Tagesanbruch wird alles wieder heil. Einstmalen wurden sie dabei von Jemand belauscht, dem es gelang, die abgeschlagene Hand eines Mädchens zu sich zu stecken. Als der Verlust bemerkt wurde, war rasch aus dem Holz eines Holunderbusches eine neue Hand geformt, welche das fehlende Glied vollständig ersetzte. Der Mora wird hochgradige Bösartigkeit zugeschrieben; sie saugt neugeborenen Kindern alle Säfte aus, bis sie sterben.

Da wir uns nun von den Slovenen auf eine Weile verabschieden, sei nur noch erwähnt, daß die Bewohner von Šebrelje im Idriathal als die Schildbürger unter den Görzer Slovenen gelten. Einmal wollten sie das Spiegelbild des Mondes, das sie für einen großen Laib Käse hielten, aus der Idria fischen. Ein andermal beriethen sie eben darüber, wie sie mit geringen Kosten ihre Kirche erweitern könnten. Da erschien ein Fremder unter ihnen und meinte, die Sache wäre sehr einfach; sie sollen nur ihre Röcke ablegen und dann in der Kirche sich mit den Schultern an die Mauer stemmen, bis er ihnen zuriefe, daß es genug sei. Der Rath gefiel und wurde alsbald ins Werk gesetzt. Sie warteten lange auf den verabredeten Ruf, und als sie die Ungeduld wieder aus der Kirche trieb, sahen sie sich vergeblich nach dem schlauen Baukünstler und ihren Röcken um. Diese und andere schurrige Geschichten werden ihnen in die Schuhe geschoben.

Städte, insonderheit moderne Städte, wie es Görz ist, sind kein geeigneter Schauplatz für Geisterpfuk und sagenhafte Kunde. Im mittelalterlichen Schlosse der Görzer Grafen, welches anstoßend an die ältesten Gebäude der Stadt dieselbe überragt, soll es aber noch von Zeit zu Zeit bedenklich rumoren. Dann erscheint den Wachen zu mitternächtlicher Stunde eine jugendliche, wunderschöne Frauengestalt mit einem mächtigen Schlüsselbund in den Händen in Begleitung eines Hündchens. Befragt, erklärt sie, daß sie nicht früher Ruhe finden könne, als bis aus einem im Schlosse gewachsenen Baume eine Wiege gezimmert worden sein wird. Der Volksmund nennt die Erscheinung Gräfin Stellina, über die indeß nur mehr die betagtesten Bewohner der oberen Altstadt Bescheid wissen.

Außerdem flüstern sie sich noch die folgende Schauernähr zu. Vor vielen, vielen Jahren gebot im Görzer Schlosse eine gar grausame und habgierige Gräfin Katharina, welche viele Knechte in ihrem Solbe hatte und sieben mächtige Doggen besaß, abgerichtet, auf einen Wink Jedermann zu zerfleischen. Da erschien einst in stürmischer Nacht am Thor ein Bote, der von Aquileja mit einem schweren Sack Goldes nach einem benachbarten

Schlosse gesandt war und des tobenden Unwetters wegen um Aufnahme bat. Die Gebieterin gewährte ihm die Bitte, aber, von dem vielen Golde gereizt, ließ sie, da er am kommenden Morgen weiter ziehen wollte, ihre Hunde durch einen ihrer Vertrauten auf ihn heßen. Rasch erlag er im ungleichen Kampfe und nun nahm die Gräfin der Leiche die kostbare Bürde ab, um sie eigenhändig zu ihren vielen, in unterirdischen Gemächern aufgehäuften Schätzen zu legen. Der Diener, nicht minder der Habgier zugänglich als seine Herrin, folgte ihr dahin nach und erschlug sie, da sie das Versteck wieder verlassen wollte. Doch auch die zweite Bluttthat war vergeblich unternommen worden. So emsig der ungetreue Knecht auch suchen mochte, es wollte ihm nicht gelingen, den Ort aufzufinden, wo die Schätze verborgen lagen. Seitdem erscheint in Zwischenräumen von sieben Jahren der Geist der Gräfin mit fliegenden Haaren, in weiße Laken gehüllt und umgeben von ihren Hunden, die ein entsetzliches Geheul anheben. Fände sich ein Unerforschener, der den Geist nach dem Aufbewahrungsort des Goldes früge, so fände er endlich Ruhe. Bis heute hat sich keiner noch gefunden; eine Wache aber, die einmal nach dem Gespenst schoß, fiel bewußtlos zu Boden und verschied im selben Augenblick.

Noch sei eines artigen Geschichtchens gedacht, das sich das Volk von Görz erzählt. Es ist dies „die wahre Geschichte von Tonetto Busetto“. Es war einmal ein Schuster, der schon lange Jahre mit seiner Ehehälfte im besten Einvernehmen lebte, obgleich ihr Bund des Kindersegens entbehrte. Einstmal wollten sie in den Wald, selbender Holz zu klauben, vorher aber stellten sie zum Feuer einen Topf mit Bohnen, die ihnen bei der Rückkehr als bescheidenes Mahl dienen sollten. Da sie heimkehrten, fanden sie, daß die Bohnen noch nicht gar waren; da gerieth der gestrenge Hausvater, der es nicht leiden mochte, daß nicht alles genau nach seinen Wünschen gehe, in heftigen Zorn und brach in die Worte aus: „Würden doch aus diesen Bohnen ebensoviele Kinder, die uns bei der Arbeit helfen könnten!“ Sieh' da — kaum waren diese unüberlegten Worte gesprochen, als die Bohnen sich in Kinder verwandelten, welche der Reihe nach über den Rand des Topfes auf den Herd hüpfen. Meister Knieriem und seine wackere Hälfte erschrafen nicht wenig über diesen ausgiebigen Segen, und da sie diesen Geschöpfen nicht recht väterliche und mütterliche Gefühle entgegenbringen konnten, wird man sie nicht so gar entmenscht finden, daß sie nach Stöcken langten und die ganze Brut, die sie doch nicht hätten nähren können, flugs erschlugen. Wie häufig rascher That, folgte ihr auch diesmal die Reue auf dem Fuße. Kaum war sie vollbracht, so seufzte das Paar im Verein: „Oh wäre uns wenigstens eines geblieben, es hätte unsern schönen Birnbaum bewachen können!“ „Da bin ich, Väterchen, da bin ich“, ließ sich da eine helle Kinderstimme vernehmen. Freudig angeregt machten sich die Eheleute an die Suche und fanden endlich den einzig Überlebenden in einem Stiefel versteckt. Schier hätten sie ihn mit ihren Umarmungen erdrückt, doch sie wußten sich zu

mäßigen, nannten ihn Tonetto Busetto und vertrauten ihm ohne Verzug die Bewachung ihres geliebten Birnbaums an.

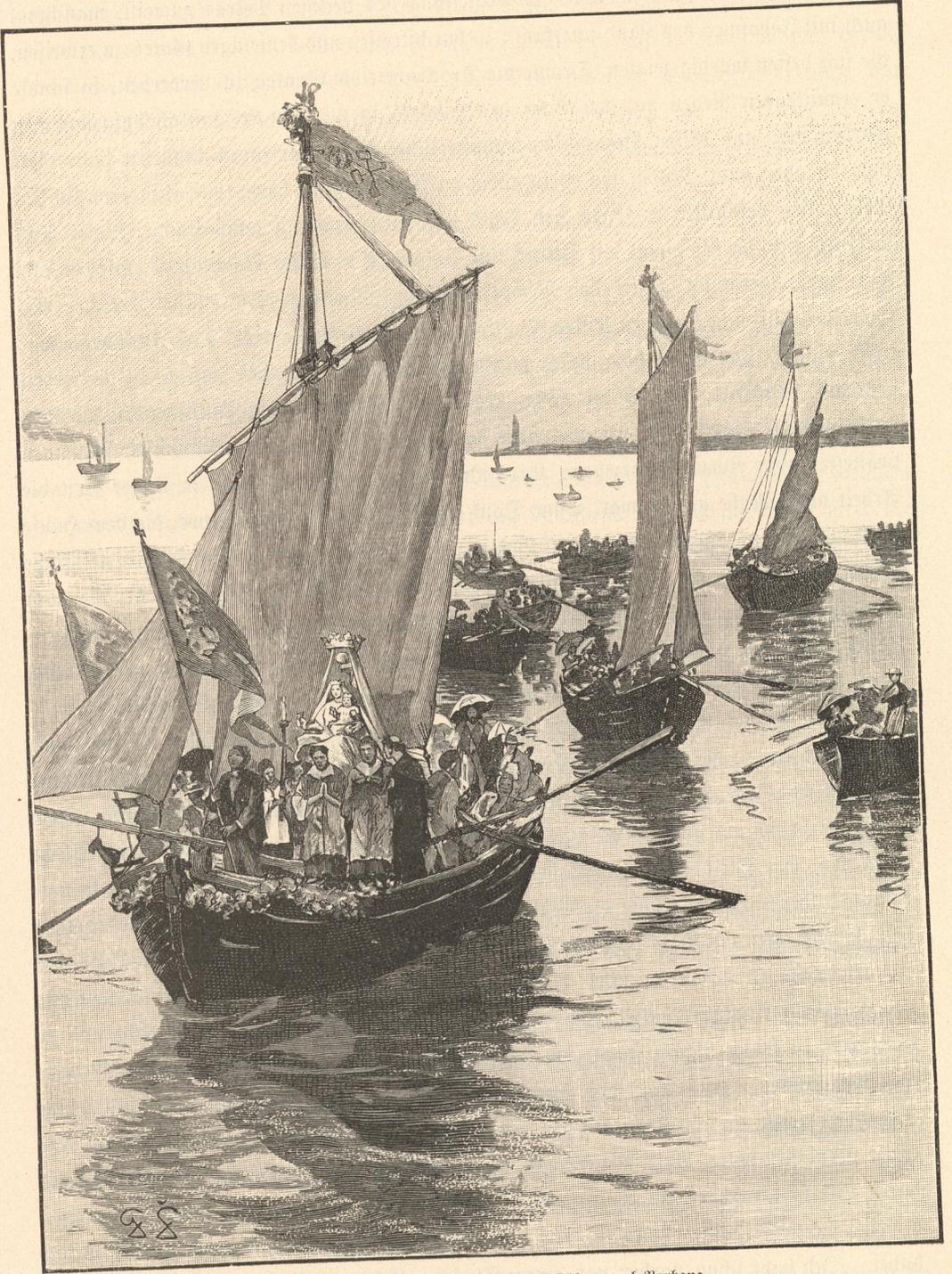
Als er einst wieder in Ausübung seiner Pflicht hoch oben auf dem Baume hockte, näherte sich eine alte Hexe, indem sie ihm zurief:

„Tonetto Busetto
Gettami un peretto
Con la tua manina d'oro;
Sii benedetto
Mio bel tesoro.“

„Tonetto Busetto, wirf mir mit deinen Goldhändchen ein Birnlein herunter; sei gesegnet, mein schönes Schätzchen!“ Tonetto, der ein gutes Herz befaß, warf der Alten eine Birne zu und stieg endlich selbst vom Baum herab, da sie behauptete, die Frucht nicht auffinden zu können. Die Hexe aber ergriff den armen Kleinen, steckte ihn in einen Sack und trug ihn hinweg. Des Weges kam ihr das Verlangen, Holz zu sammeln, zu welchem Behufe sie den Sack an den Rand der Straße niederstellte. Tonetto, der kein Tölpel war, ergriff die günstige Gelegenheit, öffnete den Sack mit einem Messerchen, das er bei sich hatte, füllte den Sack mit Steinen an und begab sich wieder auf seinen Baum. Die Hexe wandte, nachdem sie den Tausch entdeckt hatte, ihre Schritte zurück, allein da Tonetto durch Erfahrung klug geworden war, blieben alle ihre Bemühungen, seiner nochmals habhaft zu werden, fruchtlos. Tonetto wurde indeß schließlich dieser unausgesetzten Verfolgung überdrüssig und beschloß mit Erlaubniß seiner Eltern in die weite Welt hinauszuziehen. Auf seiner Wanderschaft gelangte er in eine große Stadt, in welcher König Dominituse Hof hielt. Der König suchte eben einen Stallknecht. Tonetto, nicht faul, bewarb sich um die Stelle, die er erhielt und zu voller Zufriedenheit seines königlichen Gebieters ausfüllte. Eines Tages besuchte der König seinen Marstall, wo er Tonetto zu sprechen begehrte. Wer aber nicht da war, das war Tonetto. Man suchte ihn in allen Ecken, man frug, man rief nach ihm — alles vergeblich. Plötzlich ließ sich eine dumpfe Stimme, welche aus dem Leibe eines der Rosse zu kommen schien, mit den Worten hören: „Hier bin ich, Herr König!“ In der That war Tonetto mit dem Futter von einem Pferde verschluckt worden, welches die ungewohnte Nahrung bald wieder von sich gab. Dieses Abenteuer verleidete Tonetto Busetto begreiflicher Weise etwas den Stalldienst. Er beschloß, auf bessere Geschicke hoffend, abermals nach einem neuen Berufe zu greifen, verabschiedete sich vom König und schlug, seines Nährvaters eingedenk, eine Schusterwerkstätte auf. Als Schild malte er ein Feigenblatt, um das er die Worte schrieb: „Scarpe per le mosche e scarponi pei mosconi“ — „Leichte Schuhe für Fliegen, für Bremsen aber grobe Schuhe.“ Er schusterte, daß es eine helle Freude war, und lebte von da an glücklich und zufrieden.

Steigt man vollends zur friaulischen Ebene nieder, so betritt man einen Boden, dessen Cultur nach Jahrtausenden zählt und in den äußeren Erscheinungen seiner Bebauung schon die römischen Legionen bei ihrem ersten Auftreten in diesem Landstrich mit Stämmen erfüllte. Eine erklärliche Folge davon ist die geistige Nüchternheit, die scharfe Urtheilskraft der Bewohner. Reiche Erfahrungen haben sich in der Folge der Geschlechter angesammelt und sind in einer langen Reihe treffender, echte Lebensweisheit verrathender, oft auch launiger friaulischer Sprichwörter niedergelegt. Immerhin hört man auch heute noch in unserem Friaul, wenn die Landleute an den kalten Winterabenden beim Mangel einer warmen Stube sich in den Ställen versammeln, oder wenn die Frauen „alla fila“ gehen und um das Herdfeuer im Kreise spinnen, allerlei plaudern. Bald sprechen sie von Hexen, die ihren Kindern und Hausthieren Böses zugefügt haben, oder vom Mazzariul, einem in Roth gekleideten, freundlich gesinnten Gnomen, bald von Orgnon cloc, einer Gattung Eulenspiegel, der in seiner Einfalt erhaltene Aufträge buchstäblich ausführt und auf diese Weise lauter Verkehrtheiten ins Werk setzt, oder von Zuàn senze paure — Hans ohne Furcht, den Särge und Todtenschädel nicht in Schreck versetzen, bald wieder von Heiligenlegenden oder vom Teufel. Ihr Teufel zeigt germanische Züge, denn er ist nur zu Zeiten ein boshafter Schalk, der den harmlosen Menschenkindern mannigfachen Schabernack spielt, aber jedesmal den Kürzeren zieht, sowie er auf festen Glauben stößt und frommem Spruche begegnet. Wenn zur Winterszeit die Stürme aus Nord und Süd tobend wüthen, jagen die Leute, daß die Hexen von diesseits und jenseits der Alpen in den Wolken schwere Kämpfe um die Herrschaft führen; oft sieht man da aber auch nachts einen Streiter auf gespenstigem weißen Roß durch den Schotter des Sponzo-Betts jagen, daß die Funken sprühen, wenn Huf und Kiesel hart zusammentreffen.

Die Erzählungen von der heiligen Schrift entnommenen Persönlichkeiten bewegen sich fast immer um Dinge, welche die Interessen des Landmanns nahe berühren, um die Feldfrüchte, andere Erzeugnisse des landwirthschaftlichen Betriebes oder um den befruchtenden Regen, von dessen rechtzeitigem Eintritt in dem der sommerlichen Dürre unterworfenen Lande es alljährlich abhängt, ob die Erde reichen Erntesegen spendet. Dem göttlichen Erbarmen über Jobs Elend wird die Entstehung des Seidenwurms zugeschrieben. Als jener vielgeprüfte Mann von Würmern bedeckt dalag und seine Leiden auf das höchste gestiegen waren, erachtete der liebe Gott den Augenblick für gekommen, denselben endlich ein Ziel zu setzen. Er ließ zu Jobs Haupte einen Maulbeerbaum rasch emporenwachsen und die Würmer, denen die Nahrung von seinem Laube lecker erschien, krochen so rasch sie eben konnten auf den Baum und waren von der Stunde an Seidenwürmer, eine köstliche Gottesgabe, namentlich für den armen friaulischen Colono, dem sie im Frühjahr das erste Bargeld bringen, wenn sie nach Wunsch gedeihen.



Wallfahrt der Bewohner von Grado auf Rähnen nach Barbana.

Christus der Herr liebte es, in Begleitung des heiligen Petrus zumeist, manchmal auch mit Johannes das Land unerkannt zu durchstreifen und denjenigen Gutes zu erweisen, die sich dessen würdig zeigten. Drohte die Trockenheit die Saaten zu verderben, so sandte er erquickenden Regen auf den Acker des Hauses, in welchem er gastlich aufgenommen worden war und dessen Bäuerin unerschütterliches Gottesvertrauen bewiesen hatte. Oft übte er aber auch Milde, wo er zu zürnen Ursache gehabt hätte, und bei einer solchen Gelegenheit beschenkte er sogar das Land mit einer neuen Fruchtgattung. Dieser Fall ereignete sich, da er einmal mit Petrus und Johannes in einem Bauernhose einkehrte, wo ihm nur widerwillig gegen das Versprechen, am folgenden Tage beim Dreschen des Getreides hilfreiche Hand zu leisten, Gastfreundschaft gewährt wurde. Das Abendessen war nicht reichlich, das Lager hart, dafür wurde am Morgen nicht eben höflich an die Arbeit gemahnt. Christus erschien im Hofe, legte zum Schrecken der Umstehenden an das aufgehäuften Getreide Feuer an, aber siehe da, wie staunten alle, als, während die Flammen prasselten ohne etwas zu verzehren, Korn und Stroh sich schieden und in kurzer Zeit die Arbeit ohne Mühe gethan war. Ohne Dank ließ die Bäuerin, eine Witwe, die dem Hause vorstand, darauf Christus mit seinen Begleitern von dannen gehen. Sie meinte die Sache wiederholen zu können, allein jetzt bramte die Frucht im Ernste. Der Herr, der sie nicht allzu hart strafen wollte, fügte es, daß die verkohlten, zusammengeschrumpften Weizenkörner eßbar und keimfähig blieben, und seitdem wird im Lande Buchweizen gebaut, der, wenn das Getreide eingeheimst ist, eine zweite Ernte vom selben Acker ermöglicht.

Der Teufel trieb eine Weile sein Unwesen am Berge von Medea, der ganz vereinsamt unweit der Grenze des Königreichs Italien sich aus der gegen Westen endlos ausgebreiteten Ebene erhebt. Er neckte die dort beschäftigten Steinbrecher unablässig, indem er ihre Arbeiten auf alle erdenkliche Weise störte. Entweder fanden sie, wenn sie am Plage erschienen, den Steinbruch mit Wasser erfüllt oder den Zugang durch Steinblöcke verammelt oder die zurückgelassenen Werkzeuge über den ganzen Berg verstreut. Sie erriethen den Urheber dieses Unfugs und beschloffen, am Gipfel des Berges dem heiligen Antonius ein Kirchlein zu erbauen, unter dessen Schutz sie sich stellten. Den Teufel wurmte das ergriffene Auskunftsmittel, das seinen Zirkel wirksam stören würde, gewaltig und er that, was in seiner Macht stand, um die Ausführung zu hintertreiben. Was die Maurer tagsüber bauten, zerstörte er des Nachts; allein der heilige Antonius nahm sich seiner Schutzbefohlenen an und stellte bei grauem Morgen täglich wieder her, was der böse Geist vernichtet hatte. Was mit Gewalt nicht gelingen wollte, versuchte nun der Teufel durch List zu erreichen. In ein langes Gewand gehüllt, welches ihm ein ehrwürdiges Ansehen verleihen sollte, stellte er sich dem heiligen Antonius in den Weg und sprach dabei: „Ich habe schon vorher von einem Fleckchen Erde am Berge Besitz ergriffen und

jetzt kommt ihr und laßt euch darauf eine Kirche bauen. Ich schlage euch indeß vor, über die Sache nicht zu streiten, sondern den Zufall entscheiden zu lassen, wem von uns beiden das kleine Grundstück gehören soll.“ Der heilige Antonius that, als merkte er nicht, mit wem er zu thun habe, und gab sich zufrieden. Daraufhin meinte der Teufel, sie möchten beide auf das Dach der eben eingedeckten Kirche steigen und einen Sprung hinunter wagen. Wer damit weiter gelänge, sollte den Platz behaupten dürfen. Auch dies fand der Heilige genehm. Er that einen gewaltigen Sprung, der Teufel aber verwickelte sich in das ungewohnte lange Kleid und fiel jämmerlich zu Boden. Er schlich beschämt von dannen und ward dort nicht mehr gesehen. Das Kirchlein des heiligen Antonius blickt noch immer auf die Ebene munter hinab und alte Mütterchen wollen in dem festen Gestein darunter noch die Fußspuren vom Sprung des Heiligen und den Eindruck vom plumpen Fall des Teufels wahrnehmen.

An die größte geschichtliche Katastrophe, von der das Land heimgesucht worden ist, mahnt die Überlieferung vom Pozzo d'oro in Aquileja, einem tiefen Brunnen, in welchem die wohlhabenden Eingebornen jener Stadt am Vorabend ihrer Erstürmung durch die Hunnen Attilas unermessliche Schätze bargen, um sie in besseren Tagen, sobald die Flut der Eroberer vorübergegangen sein würde, wieder zu heben. Aquileja ist aus der Asche nicht mehr erstanden, seine Bürger fielen entweder unter den feindlichen Schwertern oder flüchteten, um nicht wiederzukehren, und der Pozzo d'oro ist noch immer nicht aufgefunden. Der Glaube an ihn ist indeß noch nicht erstorben und es ist noch nicht lange her, daß in allen Kaufverträgen über in oder um Aquileja gelegene Grundstücke der Pozzo d'oro für den Fall seiner Entdeckung vom Verkaufe ausdrücklich ausgeschlossen wurde.

Die Beste von Monfalcone, deren Erbauung dem Amaler Dietrich von Bern, dem großen König der Ostgothen, zugeschrieben wird, umrankt nicht märchenhafte Dichtung, welche auf dem öden Karstgestein der Umgebung so wenig gedeiht als jetzt üppiger Wald mit geheimnißvollem Rauschen der Wipfel, und auch das stolze Schloß Duino, das sich um einen hochragenden Römerthurm gelagert hat, entbehrt des einen wie des anderen Schmuckes.

An den Berg von Medea knüpfen sich wieder Erinnerungen an den Fall Aquilejas. Auf seiner Spitze hatte, so will man wissen, Attila seine Zelte aufgeschlagen und während die Flammen, welche in Aquileja unzählige Leben und herrliche Werke von Menschenhand verzehrten, den Nachthimmel weithin rötheten, soll er von wilden Gelagen mit seinen Genossen aufblickend sich an dem entsetzlichen Schauspiel geweidet haben. Jener Berg ruft uns noch frühere Zeiten ins Gedächtniß zurück. Mit ihm und mit dem räthselhaften Flusse Timavo, der mit mächtiger Strömung aus den Höhlen des Karstes hervorbricht, um nach kurzem Laufe seine Gewässer mit den Fluten der Adria zu vermengen, sind die

ältesten Mythen Europas überhaupt enge verwoben. Im Schooße des Berges haust ein gewaltiges Weib. Schon der Name der Ortschaft an seinem Fuße deutet auf die in allen Zauberkünsten wohlbewanderte Königstochter aus Kolchis hin, die dem Räuber ihres Herzens und des goldenen Vlieses aus ihres Vaters Reiche bis hieher folgte, und die rothe Erde, welche die Spalten des Gesteins erfüllt, soll ihre auffallende Farbe an dem Tage erhalten haben, an welchem sie das Blut der von Medea geschlachteten Kinder Jasons getrunken hat.

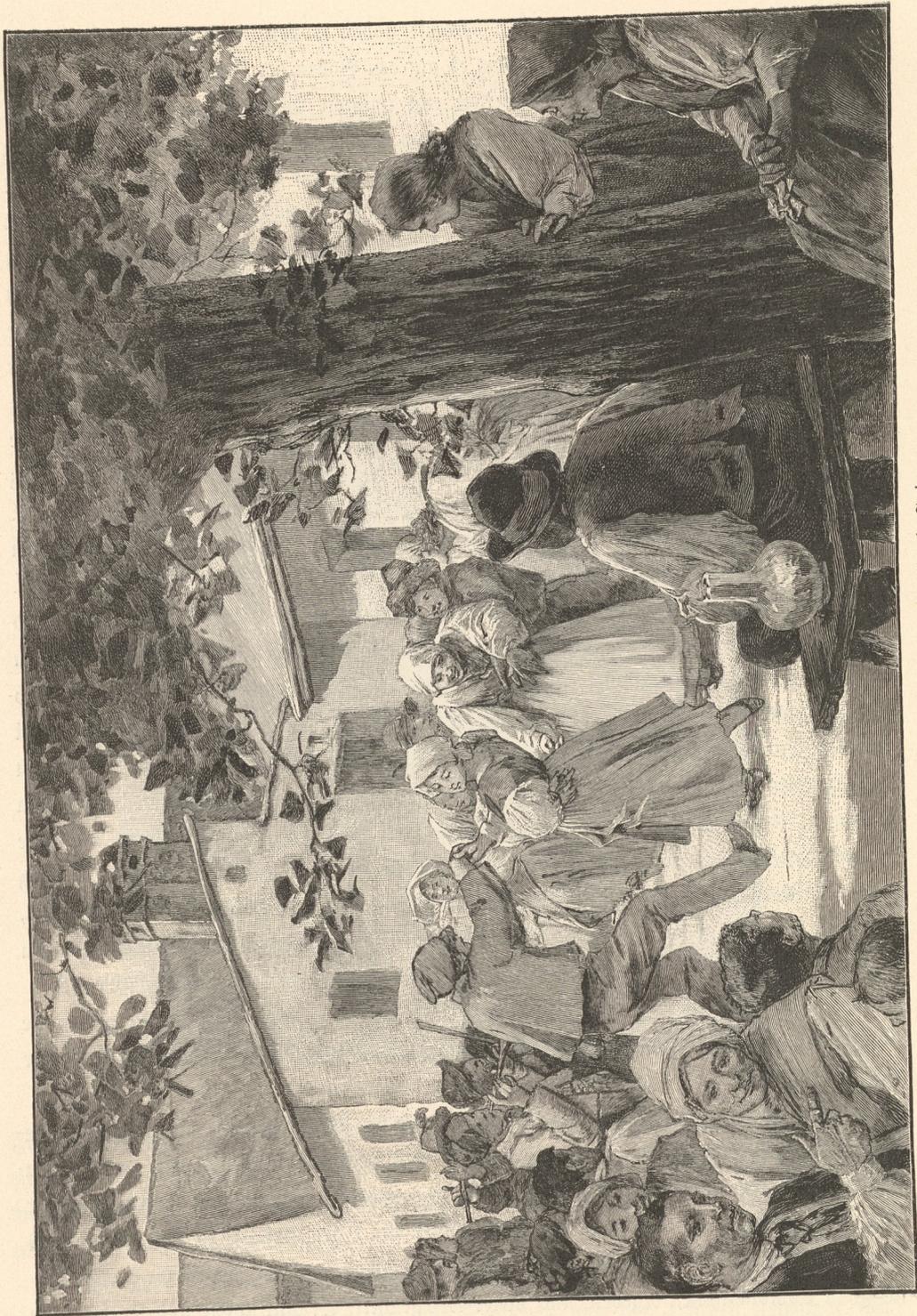
An den Ufern des Timavo aber ließen die von Jason geführten Argonauten ihre Schiffe wieder in die Wellen tauchen, nachdem sie sie von Anona zu Lande unter unsäglichen Mühen dahin gebracht hatten; an den Ufern des Timavo landete aus Ilion flüchtend Antenor mit einem Gefolge von Genetern und dann wieder eine Schar auf der Heimkehr vom trojanischen Kriege durch Wind und Wetter hierher verschlagener anatolischer Griechen, die an dieser Stelle ihrem auf der Irrfahrt verstorbenen Könige Diomed einen Tempel erbauten. Aus den Trümmern desselben soll die in der Geschichte oft erwähnte Kirche St. Giovanni di Tuba erbaut worden sein.

So begegnen wir denn auf engem Raume zusammengedrängt zugleich den ältesten Heldenjagen des ewig jungen Hellenenthums, den Spuren römischer Größe und unbestimmter Kunde von einzelnen Gestalten des deutschen Nibelungenliedes.

Lassen wir uns jetzt aus jener grauen Vorzeit zu unseren Tagen zurückgeleiten.

In der stillen Lagune zwischen Aquileja und Grado liegt ein kleines Eiland mit einem ehrwürdigen Gotteshause, Sta. Maria di Barbana. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ereignete es sich einst, daß bei einem verheerenden Hochwasser ein Marienbild herabgeschwommen kam, welches sich in den die Flut überragenden Zweigen eines Baumes verfang. Dieser Baum, mächtig herangewachsen, wurde noch heute Lebenden gezeigt und ist erst vor etwa vierzig Jahren durch einen ungewöhnlich heftigen Sturm niedergeworfen worden. Das Bildniß und die Kirche, die sich darüber wölbt, wurden bald Gegenstand frommer Verehrung und alljährlich belebt sich die Lagune an den Frauentagen durch die Zuzüge der Wallfahrer aus dem eigenen Lande und dem italienischen Nachbarreich, ja selbst aus entfernteren Gegenden Istriens, Kärntens und Krains.

Ein malerisch schönes, hant bewegtes Bild bietet sie insbesondere an jenem Festtage, an welchem die gläubige Gemeinde von Grado alter Übung getreu mit ihrem eigenen Gnadenbilde nach Barbana wallt. Zahllose Rähne, durch gleichmäßigen Ruder Schlag bewegt dahingleitend, bedecken die Lagune, voran die Priester in ihrem Ornat, mit wehenden Kirchenfahnen, während die einfachen Melodien eines volkstümlichen Kirchenliedes zum Himmel steigen. Wenn der Zug sich Barbana nähert, wird das dortige Frauenbild zur Begrüßung der Kommenden bis an das Gestade entgegengetragen, wobei



"Sagra", volkstümlicher ländlicher Tanz im Freien.

ungewöhnlich fromme Gemüther schon bemerkt haben wollen, daß es dem Schwesterbildniß in dem Augenblick zunickt, in dem es auf den Boden der Insel gelangt.

Die unter dem Landvolk verbreitete echt religiöse Gesinnung vermag es nicht zu hindern, daß die Festtage der Schutzheiligen und andere kirchliche Feiertage in Friaul, in der Gegend von Monfalcone und über Görz hinaus bis tief hinein in slovenisches Gebiet mit weltlichen Vergnügungen oft über Gebühr begangen werden. Mit wahrer Leidenschaft wird bei einer solchen „Sagra“, zu der von weit und breit viel Volk zusammenzufließen pflegt, dem Tanze gefröhnt. Auf freiem Platze, meist inmitten der Ortschaft, wird ein Bretterboden aufgeschlagen, und mögen auch die Strahlen der Julisonne heiße Schwüle verbreiten, vom Schlusse des nachmittägigen Gottesdienstes, manchmal auch von früherer Stunde an dreht sich da alles beinahe ohne Unterlaß in fröhlichem Reigen bei Gesang und Gejauchze, die allerdings in dem Maße heiserer und wilder werden, als sich die Mitternacht nähert. Einst eröffneten die Frauen und Töchter der Gutsherren den Tanz mit den Veranstaltern des Festes, ein Gebrauch, der bereits außer Übung gekommen ist. Doch verirrt sich noch zeitweise bei einbrechender Dunkelheit ein Städter auf den ländlichen Tanzboden, um Freuden nachzuholen, die ihm der Carneval zu spärlich zugemessen hat.

Der volkstümliche Tanz, ein Rundtanz, bei dem sich die Paare bald trennen, bald fassen, ist bei den Friaulern und Slovenen gleich und wird ebenso Furlana als Schiava genannt. Nur mehr ausnahmsweise getanz, wird er von den modernen Tänzen nach und nach ganz verdrängt. Es ist wahrlich eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das Volk bei Mühsal, Entbehrung und harter Arbeit, die das Geschick ihm auferlegen, die Neigung zu Lustbarkeiten und die Empfänglichkeit für ihre Freuden besitzt und bewahrt; doch muß man bedauern, daß an vielen Orten die Tanzunterhaltungen sich allzusehr häufen und eine Quelle sittlicher und wirthschaftlicher Übelstände werden. Die Vorbereitungen zum Tanz und seine Nachwehen rauben manchen Tag der Arbeit, welche die Jugend leicht entwöhnt, während das schwer erworbene Geld in wenigen Stunden vergeudet ist. Dabei werden geistige Getränke, bei der zunehmenden Theuerung des Weins, den bis vor einem Menschenalter die Rebe im Lande reichlich spendete, leider in stetig steigendem Maße gebrannte Wässer bis zum Übermaß genossen und damit zu oft blutig endendem Zank und Hader führende Stimmungen erzeugt.

Den Tänzen zunächst sei noch kurz der Spiele des Volkes gedacht. Im ganzen Lande ist das Boccepiel vor allen beliebt, ein der Herkunft nach italienisches Spiel, welches mit sieben Kugeln von zwei Parteien gespielt wird. Es genügt ein auch nur nothdürftig gebneter Platz von mäßiger Ausdehnung und was immer für einer Gestalt, so daß es keinerlei Vorbereitungen bedarf. Das Spiel selbst kann nie einförmig werden, da sich die verschiedenartigsten Combinationen ergeben, und bietet Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kraft, dann

wieder Berechnung und richtiges Augenmaß an den Tag zu legen. Im nördlichen Theile des Landes ist das Kegelspiel ebenfalls einigermaßen heimisch. Italiener und Friauler vergnügen sich manchmal mit dem bekannten Morraspiel, welches schon die alten Römer trieben. Es ist im Grunde genommen ein Glückspiel, da es darauf ankommt, die Zahl der



Gebirgsbewohner mit Rückenkorb und Sack.

Finger zu errathen, welche von den beiden Spielenden in rascher Aufeinanderfolge von je einer Hand vorgestreckt werden. Eine besondere Anziehungskraft übt das Tombolaspiel aus, welches in den größeren italienischen Gemeinden einmal des Jahres zu Wohlthätigkeitszwecken öffentlich abgehalten wird.

Von alten Gebräuchen hat sich die Begehung des Julfestes, die Feier der sommerlichen Sonnenwende, welche Italiener wie Slovenen aus der arischen Urheimat mit

herübergenommen haben, ungeschwächt bis auf den heutigen Tag erhalten. Besteigt man am Vorabend des Johannistages eine Aussicht gewährende Stelle in der Nähe von Görz, so sieht man, sobald die Sonne im fernen Westen untergetaucht ist, auf allen Hügeln und Bergspitzen Feuer emporlodern. Selbst auf Kreuzwegen der Ebene und Ortsplätzen werden hohe Stöße Reisig aufgeschichtet, um in Brand gesteckt zu werden, und die unternehmenderen Bursche, deren Anblick die Herzen der Dorfschönen rascher schlagen macht, springen beherzt durch die flackernde Lohe. Dieses Schauspiel hat oft ein Vorspiel am vorhergehenden Abend und wiederholt sich meistens am Johannistag selbst und in abnehmendem Umfang an einigen folgenden Abenden.

Der Erwähnung werth sind allenfalls noch die Hochzeitsgebräuche. Am Tage vor der Vermählung wird die Ausstattung der Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, der nicht ihren Eltern oder Geschwistern angehören darf, durch einen entfernteren Angehörigen nach dem Hause des Bräutigams geschafft, damit Alles zum Empfang der neuen Hausfrau vorbereitet werden kann. Je wohlhabender die Braut, desto höher thürmen sich auf dem Wagen Betten, Schränke und bunt bemalte oder sonst verzierte Truhen voll Wäsche, Kleider und allerlei Hausrath. Was aber nirgends fehlen darf, ist eine lebende Henne, welche an der Spitze der Deichsel befestigt wird und wohl als Sinnbild der erwarteten Fruchtbarkeit gedeutet werden kann. In den Fällen, in welchen eine Erbtöchter heimgeführt wird und der Gatte das Haus seiner Erwählten beziehen soll, nimmt ein Hahn die Stelle der Henne auf dem Wagen ein, der seine Einrichtungsstücke nach dem neuen Wohnsitz überführt. Am Tage der Hochzeit vereinigen sich bei der Braut einerseits und dem Bräutigam anderseits die Verwandten, Freunde und Gäste des Hauses und in jeder der beiden Versammlungen übernehmen je ein lediger Bursche und ein bereits verheirateter Mann — Brautführer und Brautvater — die Führung in dem nun folgenden üblichen Possenspiel. Unter Vorantritt von Spielteuten, fortwährendem Schießen und heiteren Gesängen ziehen die Genossen des Bräutigams, der sich ganz stille zu verhalten hat, vor das Haus der Braut. Als wenn man dort ganz unvorbereitet wäre und sich die Ursache des Aufzuges nicht zu erklären wüßte, empfängt man die Ankommenden mit der Frage, was der Lärm zu bedeuten habe. Die Antwort lautet dahin, daß man eine Taube suche, die beschrieben wird, indem man der Braut die größten Schmeicheleien sagt. Da werden nun aus dem Hause der Braut dem Gefolge des Bräutigams der Reihe nach die ältesten Frauen vorgeführt, welche jedoch mit nicht immer zarten Scherzreden zurückgewiesen werden. Im Verlaufe der Verhandlung wird ein Stück von dem Seidenzeug vorgewiesen, aus welchem der Anzug der Braut verfertigt ist und den man sich schon vorher zu verschaffen gewußt hat, und die Bemerkung daran geknüpft, daß die Flügel der gesuchten Taube die Farbe dieses Stoffes haben. Nachdem noch kleine Mädchen gezeigt

wurden, erscheint die Brautjungfer. Sie wird mit freudigen Rufen und der Erklärung begrüßt, daß die Taube, nach der das Verlangen geht, in ihrer nächsten Nähe zu finden sein müsse. Endlich tritt die Braut selbst über die Schwelle ihres Hauses. Da ertönt allgemeiner Jubel, unter welchem sie zur Kirche und nach vollzogener Trauung zu Tanz und endlosem Gelage geleitet wird. Folgt die Neuvermählte ihrem Manne in eine fremde Ortschaft, so stellen sich die Bursche ihres Heimatdorfes dem jungen Paar in den Weg,



Kleines Eselgespann aus dem Karstgebiet.

so wie es die Kirche verläßt, bieten ihm einen Trunk an, fordern aber gleichzeitig von dem Gatten ein Geldgeschenk, mit welchem er sein Weib gleichsam erst von ihnen loskaufen muß.

Ist einer der eheschließenden Theile verwitwet, so wird Alles so unauffällig abgemacht, daß wenn möglich der Tag der Trauung unbemerkt vorübergehe; sonst steht den Eheleuten an drei aufeinanderfolgenden Abenden eine sogenannte Katzenmusik bevor, von der nur eine Spende an Geld oder Wein befreit. Eltern halten sich von dem Hochzeitsfest ihrer Kinder vollständig ferne, gleichwie die sogar von den oberen Schichten der Gesellschaft

meist beobachtete Sitte vorschreibt, daß die allernächsten Angehörigen von Verstorbenen dem Begräbniß derselben nicht beiwohnen.

Die früheren mannigfaltigen und malerischen Trachten, deren Bestandtheile entweder auf den Bauernhöfen angefertigt wurden oder Erzeugnisse häuslicher Kleingewerbe waren, mußten den wohlfeilen Fabrikproducten der Neuzeit weichen. Ausnahmsweise nur sieht man noch an irgend einem unter der Last der Jahre gekrümmten Männlein oder Weiblein ein Kleidungsstück, das die Anhänglichkeit an altgewohntes Herkommen mit Sorgfalt zu erhalten wußte. In dem ganzen Auftreten und namentlich in den verschiedenen Gefährten, deren Bau eben durch örtliche Verhältnisse bedingt ist, verräth sich dennoch die Angehörigkeit zu dem einen oder anderen Landestheile, deren jeder sich auch von den übrigen in der Anlage der Wohnsitze wesentlich unterscheidet.

Die Niederlassungen der Italiener und Friauler haben mehr oder minder städtisches Ansehen. In jedem Dorfe gibt es Herrensitze, deren Bauart nicht anspruchlos erscheint. Außerhalb der geschlossenen Ortschaften trifft man beinahe nur in der sogenannten Bassa, dem Strich zunächst dem Meere, auch einzeln stehende Gebäude zu landwirthschaftlichen Zwecken, welche dann ziemlich weitläufig sind. Abgesehen von den ärmlichen Wohnungen der Tagelöhner und Gewerbetreibenden herrscht überall ein wohlthuender Aufwand an Raum.

Am Karst und in Ecken — Coglio, Verdo — dem mit Nebengeländen und Obsthäusern bedeckten Hügelland im Westen von Görz zwischen Ssonzo und Judrio, stehen die wenig geräumigen Behausungen, um Kirchen oder Reste von Schlössern dicht gedrängt, gewöhnlich auf Bergkuppen, oft umringt von den Trümmern alter Umfassungsmauern. Diese Bauart wurde der Bevölkerung durch die in den verflohenen Jahrhunderten erfolgten feindlichen Einfälle, zuletzt der Türken einerseits und der Venetianer andererseits aufgedrängt.

Um Görz herum und im Wippachthal beobachtet man in jeder Beziehung den allmäligen Übergang von friaulischer Art zu den Eigenthümlichkeiten des Karstes. Hier namentlich sind infolge geschעהer Vertheilung der meisten ehemaligen Gemeindegutweiden viele vereinzelt stehende Wohnhäuser entstanden, was den Neigungen der Slaven in hervorragender Weise zuzufagen scheint. Das Görzer Oberland trägt auch in dem eben besprochenen Verhältniß selbstverständlich den Charakter des Gebirgslandes und somit theilweise Züge, welche dem gesammten österreichischen Alpengebiet gemeinsam sind. Neben kleinen geschlossenen Ortschaften hat es dort seit jeher zahlreiche zerstreute Gehöfte gegeben, welche mit ihren bemoosten Strohdächern, die ein Rand von Steinplatten einzufassen pflegt, bis in beträchtliche Höhen hinaufreichen.

Auffallend ist der Mangel an alten Burgen, deren es das ganze Ssonzo-Thal entlang überhaupt nie mehr als zwei gegeben hat, das Schloß von Tolmein und die Thalsperre der Flitscher-Klaufe. Außer Duino und Monfalcone wäre hier nebst den Trümmern des

historisch denkwürdigen Schlosses von Cormons noch die wohlerhaltene mächtige Burg Reifenberg zu nennen, welche von steiler Höhe in das Brenizza-Thal herniedersehaut.

Das Saumthier, welches noch vor einem Menschenalter in den Thälern der Idria und der Bača und auf dem von diesen beiden eingefassten Hochlande den Verkehr ausschließlich vermittelte, ist nun infolge des Vordringens fahrbarer Straßen verschwunden. Schwere Frachtwagen durchziehen alle Thäler, die Erzeugnisse der Viehzucht



Zweirädriges Ochsengefährt aus „Ecken.“

und des Obstbaues gegen Brotrucht und kaufmännische Waaren in der Landeshauptstadt einzutauschen. Gewohnt, zur Zeit des Heuwerbens große Lasten über steile, steinige Pfade zu Thale zu tragen, geht der Landmann wuchtigen Schrittes einher, den Bergstock in der Rechten, einen Rückenkorb über die Schultern geschwungen oder den eigenartigen, aus einem gegerbten ganzen Schaf- oder Hammelfell gefertigten Sack tragend. Doch versteht er es auch, mit den genagelten, aus Bastgeflecht und Holzsohle bestehenden Schuhen flink von Fels zu Fels zu springen, stellt er der flüchtigen Gemse oder dem scheuen Reh nach, wenn es nicht anders sein kann, selbst ohne Waffenpaß und auf fremdem Jagdrevier. — Auf den musterhaft gehaltenen Straßen der friaulischen Ebene jagen an den breit und

schwer beladenen Frucht- und Heuwagen, die von vier mächtigen Rindern gezogen sich schwankend fortbewegen, pfeilgeschwind leichte Einzelengespanne vorüber, deren Pferde das edle Blut der durch Schnelligkeit und Ausdauer ausgezeichneten Friauler Race aus den



Bäuerin aus der Umgebung von Görz.

klugen Augen hervorblickt. Ein Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, das Tragholz mit zwei von den Enden herabhängenden Kupferkesseln über der Schulter, wandeln unter heiterem Wechselgespräch die Weiber daneben von dem Ziehbrunnen dem Hause zu. In aller Frühe sieht man sie dann statt der Wasserkessel kürbisförmige Körbe voll Geflügel tragend, theils flüchtigen Schritts in hellen Haufen, theils auf breite Wagen hingelagert nach dem oft entfernten Markt, selbst nach Triest ziehen. Am Karst dagegen ist der Esel als Zugthier stark im Gebrauch. Die dabei benützten Wägelchen sind ebenso nieder als kurz und schmal, so daß es einen drolligen Anblick gewährt, wenn man einen Mann von kräftigem Körperbau, manchmal auch ein Paar davon darauf ganz zusammengekauert von einem zu lustigem Trabe fortwährend angefeuerten Grauthier rasch weiterbefördert sieht.

In Ecken wieder, fährt der Weinbauer mit einem zweirädrigen Karren, dem zwei meist kümmerlich genährte Ochsen vorgespannt sind, seine Lasten mühsam die steilen Thallehnen auf schlechten Wegen hinan. In den beiden letztgenannten Landstrichen und der ganzen Umgebung von Görz trägt das Weib mit großer Gewandtheit auf dem Kopfe, und die häufig hoch und schlank gebauten Mädchen, welche strammen elastischen Schritts die auf dem Kopfe in breitem Korbe sicher ruhenden Erzeugnisse des Gartens und Hühnerhofes nach der Stadt bringen, bieten ein recht anmuthiges Bild.

Daß das Völkchen, das wir zu schildern versucht haben, liederfroh und sangeskundig ist, bedarf nicht erst besonderer Versicherung. Die Südslaven im Allgemeinen nennen viele Volkslieder voller Poesie mit reizenden Melodien ihr Eigen und die Slovenen insbesondere nehmen in dieser Beziehung unter ihnen nicht den letzten Platz ein. Seit dem Erstarken des nationalen Geistes werden die Weisen des Volkes und die dazugehörigen Worte emsig gesammelt. Zahlreiche Gesangsvereine und, wo diese fehlen, die Lesevereine schulen und pflegen den Gesang mit großem Eifer, so daß man, oft wenn man es am wenigsten erwartet, durch gut zusammengestimmte kräftige Männerchöre überrascht wird. Der Volksgesang hat vielleicht an Ursprünglichkeit verloren, dagegen aber unbestritten an künstlerischer Vollendung in der Ausführung gewonnen, seitdem Lied und Wort sich nicht mehr, von den Alten auf die Jungen übergehend, von Mund zu Mund fortpflanzen, sondern, durch geschriebene Zeichen festgehalten, mittelst Notenheft und Textbuch übertragen werden. Daraus folgt jedoch zugleich, daß, soweit Slovenen wohnen, heute überall dieselben Lieder klingen. Trotzdem gibt es noch einzelne Volkslieder, welche noch nicht zu Papier gebracht worden sind. Eines davon, welches aus Ronzina — Ročinj — im mittleren Sponzothal stammt, möge hier Platz finden:

Lahko noč.

Ljubica v zelenem vrtu sedi,
 Fantič gre mimo, se veseli.
 „Trgaj mi rožice,
 Delaj mi pušelce,
 Če sem še fantič kaj tvoj!“
 „Rožice že vrgane imam,
 Pušelca delat pa ne znam.
 Žido kupila bom,
 Pušelic povila bom,
 Fantič, le pridi drev po-nj!“
 Komaj sem čakal, da se stri mrak,
 Šel sem tja pod oknice stat;
 „Gor' ustan' ljubica,
 Glej! sveti lunica
 Lepše ko solnce čez dan.“
 Ljubica ni hot'la gori ustat'
 Jn mi ni hot'la pušelca dat'.
 „Molči ti ljubica,
 Še se boš jokala,
 Jaz se bom fantič smejal.“

Gute Nacht.

Liebchen sitzt im grünen Garten,
 Bursche läßt nicht auf sich warten.
 „Pflück Blumen mir,
 Bind' ein Sträußchen hier,
 Bin ich dir noch etwas werth!“
 „Blumen hab' ich schon gefunden,
 Sträußchen doch noch nie gebunden,
 Kauf' ich erst ein Band,
 Ist der Strauß zur Hand,
 Bursche hol' ihn abends dir.“
 Daß es dämmert, wart' ich bange,
 Lauf' an ihrem Fenster lange.
 „Heb' dich Liebchen mein,
 Sieh den Mondenschein
 Heller noch als Tageslicht.“
 Liebchen ließ sich nicht erweichen,
 Wollte nicht den Strauß mir reichen.
 „Schweig' nur, wenn's dich freut,
 Sollst noch weinen heut;
 Lachen wird dein Bursch dazu.“

„Zdaj pa adijo ljubica,
Bog ti daj eno lahko noč:
Bog ti daj eno lahko noč,
Meni pa do vinca ključ,
Pil ga bodem celo noč.“

„Werde heintwärts nun mich wenden,
Möge Gott dir Schlummer senden,
Wünsch' dir gute Nacht;
Hab' mir ausgedacht,
Zu vertrinken diese Nacht.“

Friauler und Italiener fingen nicht weniger als Slovenen, das braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, ist doch die romanische Kehle ein bevorzugtes Organ des



Friaulerinnen am Ziehbrunnen.

Gefanges. Ihr Gesang ist noch ganz urwüchsig. Bald hört man von ihnen ein fein erdachtes und empfundenes Lied, dessen Heimat in Süddalien ist und dessen rasche Wanderung durch mündliche Fortpflanzung bis in unsere Gegend sich nachweisen läßt, bald hört man einen Gassenhauer, in welchem einer altbekannten Melodie ein neuerfundener Text angepaßt wird. Noch in jüngster Zeit entstehen deren entschieden patriotischen Inhalts, wie zum Beispiel jenes, welches in den fünf Jahren zwischen 1882 und 1887, während welcher das heimatliche Regiment Nr. 97 die Besatzung von Pola bildete, von Stellungspflichtigen oder in das Heer Eingereichten häufig gesungen wurde und den folgenden Rehrreim enthält:

Andiam tre anni a Pola
Servir l'Imperator!

Wir geh'n dem Kaiser dienen
Nach Pola auf drei Jahr!

Diese italienischen und friaulischen Gesänge dringen auch bis in die an der Sprachgrenze gelegenen slovenischen Dörfer vor. Der eigentliche friaulische Volksgesang zeigt besondere Eigenthümlichkeiten.

In den warmen Sommernächten versammeln sich die Mädchen bei den Brunnen oder an den Felldrainen, ihnen gegenüber die Bursche, um Wechselgesänge anzustimmen, deren Worte oft unter geschickter Benützung der obwaltenden Umstände und der gegenwärtigen Persönlichkeiten improvisirt werden. Der Inhalt dieser Stegreiflieder ist zumeist erotisch, untermischt mit mancher Stichelrede, der indeß die scharfe Antwort selten fehlt. Der Schmerz der Liebenden über die Trennung infolge Einberufung des Auserwählten zum Dienst im Heere ist dabei ein mit Vorliebe behandelter Vorwurf. Wir lassen hier das Beispiel eines solchen Wechselgesanges folgen, wie er dem friaulischen Landvolk abgelauscht wurde.

Villotte furlane.

Lis fantatis.

Dugg mi dis, che soi allegre
Ma'l mio cur nissun mel viod,
La passion, che io hai tal stomi,
Nissun mai no me la viod.

Ind'hai trattis tantis lagrimis,
Che inviàvin un mulin,
La me vite si consume
Comme il ueli tal lumin.

Chel ninin color di rose,
Ch'al sarà lontan di me,
Che se lui al mi bandone,
Oh, ce' mai sarà di me.

Se savessis, o chiars zovins,
Ce che son sospirs d'amor:
E si mur, si va sott tiare,
E anchiamo si sint dolor.

I fantaz.

Dul di mé, dul dé mé vite,
Dul di mé tant zovinin,
Doi la muort a mé morose,
Se'o tiri il numar prin!

Fuàrs domàn partis, voi vie,
Puarin disfortunat:
Il miò cur a ti tel doni,
E tu tenlu conservat.

Fantazzinis fait crosettis,
Che i fantaz s'in van soldaz
Avvodaisi a zuez e gobbos,
Chialzumiz e struppiaz.

Ce sospirs di lontananze:
E l'amor ce mai sarà:
Se da te sarà costanze,
Ca di me non manchiará.

Friaulischer Dorfgesang.¹

Die Mädchen.

Alles sagt mir, ich sei heiter,
Aber niemand sieht mein Herz;
Meinen Kummer tief im Innern
Niemand sieht ihn, diesen Schmerz.

Die Bursche.

Mitleid mir und meinem Leben,
Mitleid, da so jung ich bin!
Ziehe ich der Zahlen erste,
Stirbt mein Liebchen, ach, dahin.

¹ Uebersetzung von Karl Graf Coronini.

All die Thränen, die ich weinte,
 Trieben einer Mühle Rad.
 Gleich dem Öle in der Lampe
 Beehrt sich auf mein Lebenspfad.

Jener Junge, roth an Wangen,
 Ferne wird er sein von mir!
 Wenn auch er mich erst verlassen,
 Was soll werden dann aus mir?

Wüßtet Ihr doch, theure Jungen,
 Was der Liebe Seufzer spricht!
 Ach, man stirbt und wird begraben,
 Doch die Schmerzen sterben nicht!

Möglich, daß ich morgen scheide,
 Ach, ich ärmstes Unglückskind,
 Geb' mein Herz dir zum Pfande,
 Treu bewahr's als Angebind.

Macht das Kreuz jetzt, junge Mädchen,
 Denn der Bursche wird Soldat,
 Freit nun Lahme, freit nun Krüppel,
 Freit, wer einen Höcker hat.

Welche Seufzer aus der Ferne!
 Was wird aus der Liebe dein?
 Willst die Treue du mir halten,
 Soll sie dir gehalten sein.

Die friaulischen Volkslieder haben, insoferne sie nicht religiösen Inhalts sind, meist einen derb realistischen Zug und enthalten häufig gewagte Scherze.

Eine unverstiegbare Quelle echter Volkspoesie bleibt immerdar die See, mag sie in majestätischer Ruhe daliegen, unabsehbar, bis wo sie am fernen Horizont dem Himmel sich vermählt, mag sie vom Sturm erregt den kühnen Segler mit Verderben bedrohend am felsigen Ufer, das die Natur ihr als Grenze gesteckt, oder am Steindamm, den des Menschen Hand zu eigenem Schutz aufgeführt hat, hochausschäumend branden. So möge denn den Abschluß dieser Schilderung ein Liedchen bilden, wie es der Fischer von Grado träumend zu singen liebt, wenn er nach vollbrachtem Tagwerk in heller Mondnacht dem Städtchen zurücker und der Geliebten denkt, die am Hafen seiner harret:

Canzone gradese.

Lisetta guarda, bella è la luna,
 Argento piove sulla laguna;
 Non è una nuvola, quieto è il mar.
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

La bavisella, che va soffiando,
 Con quel bel viso, di quando in quando
 I biondi boccoli te li fa far.
 Lisetta, in gondola ti voi menar?

Volkslied aus Grado.

Lisette schau, der Mond gießt rein
 Auf die Lagune Silberschein,
 Es ruht die See, kein Wölkchen hier,
 Fährst in der Gondel du mit mir?

Das Lüftchen, das im West ersteht,
 Dein schönes Antlitz sanft umweht,
 Und kost die blonden Locken dir.
 Lisette, fährst du wohl mit mir?

Volkscharakteristik in der Umgebung von Triest.

Die nächste Umgebung von Triest, sein Gebiet oder Territorium, wie man sie gewöhnlich heutzutage nennt, war im Mittelalter nur spärlich bewohnt. Ein großer Theil war mit ausgedehnten Eichenwäldern, welche in den ältesten Gemeindefstatuten unserer Stadt *farneta* genannt werden und dem Dorfe *Servola* (*Sylvula*, das Wäldchen) die

Bezeichnung gaben, bedeckt, oder es waren auch dort Grundcomplexe und die Sommerfrischen der Triester Patrizierfamilien, wie der Ustia in Općina und Bane, der Rossi in Greta, der Bajardi in Bologna und Chiadino, der Rapicio in Chiabola, der Burlo und der Leo in Prosecco, Contovello und Barcola, der Bonomo, Conti und Marenzi in den zwei letztgenannten Dörfern und in Terstenik. Wenn wir unserem ersten Geschichtsschreiber Frater Frenaeus de Cruce Glauben schenken, wurde das Triester Territorium seit dem XII. Jahrhundert nach und nach besetzt, zuerst von rumänischen Flüchtlingen, die er rumieri nennt, dann von Wenden oder Slovenen. Diese waren insgesammt Hirten, weswegen auch der Name Mandriere, womit wir die Bauern unserer Umgebung bezeichnen, von Mandra, Herde, abgeleitet wird.

Die Anzahl der slovenischen Ansiedler, welche der Triester Gemeinde immer unterthänig waren und sich in obgenannten Ortschaften, in Longera, Catinara, Basoviza und Santa Croce vertheilten, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr gering, denn erst unter der Regierung Josefs II. wurden ihnen hier und da eigene selbständige Pfarren bewilligt, während sie in früheren Zeiten in geistlicher Beziehung vom Triester Domkapitel abhängig waren, oder es wurden ihnen einige Schulen eröffnet, wie in Servola und Prosecco. Wenn daher die Bewohner unseres Stadtgebietes jetzt auch Slovenen sind und der slovenischen Sprache sich bedienen, so sind sie doch vermöge des täglichen Verkehrs mit den italienischen Stadtbewohnern im Ganzen genommen in Sitten und Gebräuchen mehr den Italienern als den Slaven ähnlich. Sie unterscheiden sich zwar hier und dort von ihnen; weil aber ihre alten Gewohnheiten mit ihrer ursprünglichen Tracht in unseren Zeiten nach und nach auszusterven drohen, so ist es wohl der Mühe werth, sie an dieser Stelle kurz zu beschreiben.

Betrachten wir unseren Landmann oder wie wir ihn gewöhnlich nennen, unseren Mandriere etwas näher. Vor Allem besitzt er im Grunde seines Herzens festen Glauben und echte Frömmigkeit. Wenn in seiner Pfarre Ave Maria oder die Sterbeglocke geläutet wird, unterbricht man das Gespräch, läßt die Arbeit stehen; Jedermann entblößt das Haupt und betet. Man bekreuzigt sich selbst, bevor man morgens das Haus verläßt, wenn der Blitz leuchtet und der Donner kracht, das Brot, bevor man es anschneidet, den Mund, wenn man gähnt, die Erde, bevor man den Pflug über sie zieht. Der gewöhnliche Gruß des Landmannes gegenüber seinesgleichen ist: „hvalen hodi Jesus Kristus Gelobt sei Jesus Kristus.“ Herren und Unbekannte begrüßt er artig mit den Worten: „dober dan Guten Morgen, dober večer Guten Abend, lahko noč angenehme Nachtruhe“, fügt aber immer den Wunsch hinzu: „Bog naj der Herr verleihe Ihnen dies“.

Er beräuchert sein Haus mit den sorgfältig getrockneten Blumen des Frohnleichnamsfestes, sobald ein Gewitter tobt. Er genießt keine Speiße am Ostersonntag, bevor sie nicht

sein Seelsorger gesegnet hat, und gewissenhaft beklagt er sich in der Beichte, wenn er an einem Sonn- und Feiertag die Predigt oder die Christenlehre und den Segen versäumt hat. Er hält sehr viel auf das allgemeine öffentliche Kirchengebet und so ist manchmal sein Seelsorger, den er gewöhnlich „gospod, seinen Herrn“ anredet, gezwungen, nach der Predigt oder nach der Christenlehre eine Unzahl von Vaterunser und Ave Maria, die prošnje, für Verschiedene aus verschiedenen Gründen zu beten.

Der Hausvater ist der oberste Herr in der Familie, die Frau kennt ihn nur unter dem Namen „gospoda, gospodarja, den Herrn“. Hat ihm der Bruder oder die Schwester ein Kind aus der Taufe gehoben, bei der Firmung Pathestelle übernommen oder waren sie bei seiner Trauung Beistände „compari de San Zuane“, dann wagt er nicht mehr sie mit „ti, du“ anzureden. Er ruft sie nicht mehr bei ihrem Namen. Er begrüßt sie nicht mehr mit den Worten: Bruder, Schwester. Er redet sie mit „vi, er, sie“ an; er heißt sie: „Gevatter, Gevatterin, hoter, hotra, compare, comare“.

Bei ihm herrscht die patriarchalische Einrichtung, daß der erstgeborne Sohn nach dem Tode des Vaters Haus und Hof bekommt. Die übrigen Söhne und Töchter werden ausgezahlt, sie bekommen die dota. Besucht er Sonntags die osteria, dann muß er vorher dem Früh- und Nachmittagsgottesdienst beigewohnt haben. Heiratet er, so müssen das seine Herren, Arbeitsgeber, Kunden und Bekannte in der Stadt erfahren. Die Braut trägt ihnen zur Schau in einem großen Korbe „buzolai“ und „confetti“, um Geschenke zu bekommen. Am Hochzeitstag wohnt er der Messe bei und Brautleute, Beistände, Verwandte und Gefolge beteiligen sich am Opfergange. Stirbt einer seiner Lieben, so zieht er ihn selbst an; er begleitet ihn bis zum Grabe und in der Erde vergräbt er mit ihm die kleinen Wachskerzen, welche in der Kirche während der Einsegnung der Leiche angezündet waren.

Das Weihwasser des Char- und Pfingstjamsstags und des Epiphaniestesfes darf in seinem Hause nicht fehlen. Am letztgenannten Feste läßt er von seinem Seelsorger sein Haus und Hof, auch Weihrauch und Kreide segnen. Mit dem Weihrauch beräuchert er dann seine Wohnung, mit der Kreide schreibt er die Jahreszahl, das Kreuzeszeichen und die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige + C + M + B (Caspar, Melchior und Balthasar) auf die Hausthür. Und das nicht ohne Sinn und Bedeutung. Durch das Beräuchern drückt er die Bitte aus: Gott wolle seine Wohnung so mit Gnade und Segen erfüllen, wie sie durch den Weihrauch mit Wohlgeruch erfüllt wird. Die Jahreszahl wird angeschrieben, damit das kommende Jahr ein in jeder Beziehung glückliches sei. Die Kreuze und die Buchstaben drücken die Bitte aus: Gott wolle die Hausinsassen durch die Verdienste Jesu Christi und durch die Fürbitte der heiligen drei Könige vor allen Unfällen bewahren.

Er nimmt mit Andacht an den Bittprocessionen Theil, — es handelt sich ja um das Gedeihen seiner Feldfrüchte und Reben und um eine reichliche Ernte. Er läßt zu Allerheiligen die Gräber seiner Lieben vom Seelsorger einsegnen und unternimmt auch dann



Ein Mandriere.

und wann eine Wallfahrt auf den heiligen Berg, „na sveto goro, sul monte santo“ bei Görz oder sogar nach Barbana. Er kennt genau die einzelnen vorgeschriebenen Festtage, insbesondere sveto rešnje telo, das Frohnleichnamsfest, und velika gospa, die große Frau

und Mutter — das Himmelfahrtsfest Mariens. Dazu helfen ihm ja die mala pratika der Bauernkalender und jetzt noch mehr der koledar družbe svetega Mohora, der St. Hermagoras-Kalender. Er empfiehlt sein Haus dem Herrn, wenn beim Anbruch der Nacht die Glocke zu Ehren des heiligen Florianus, des Schutzpatrons gegen Feuersbrünste, geläutet wird. Er geht jedes Jahr zur Christenlehre, wenn die Osterzeit herannaht, und den von seinem Seelsorger erhaltenen Beichtzettel gibt er ihm mit einem Geschenk zurück.

Unser Mandriere ist übrigens ein genügsamer Mensch. Er beklagt sich nicht, wenn auch sein Bett ein einfacher Strohsack ist — denn Federn kennt er nicht. Auch in seinen Speisen ist er eben nicht wählerisch. Während der Woche ist er mit jota, einer Zisolensuppe, mit Sauerkraut, mit etwas Kartoffeln oder mit Polenta zufrieden, denn sein Kalender zeigt ihm als Normatage, an welchen er sich etwas Besseres anschaffen kann: eine Taufe, eine Trauung, Weihnachten, Ostern, Frohnleichnam, Kirchweih und Martini.

Er ist nicht sehr gesprächig und nur selten flucht er. Thut er dies manchmal, dann möchte man glauben, ein Gewitter oder der Hagel seien im Anzug begriffen. Allein das geschieht nur in der Aufwallung des Zorns, während eines Streites oder wenn etwa der Wein Herr des obersten Stockwerks in seinem Kopfe ist. Stolz auf seine Körperkräfte beschränken sich dabei seine Productionen höchstens auf eine Tracht von Prügeln — denn Verbrechen werden von ihm nur äußerst selten begangen.

Abergläubisch wie er ist, schreibt er der Mora das Aupdrücken zu und ist überzeugt von der Existenz der copernice, der Hexen, welche nach seiner Meinung in den vier Quatemberwochen zum Teufelstanz zusammenkommen und sogar Helfershelfer und Gehilfinnen haben sollen. Diese letzteren üben mit jenen Hand in Hand den „slabo, hudo oko, den bösen Blick“, wodurch sie Menschen, Thieren, Gärten und Feldfrüchten schaden können. Als vermeintliches Gegenmittel trägt er daher etwas bei sich in Form eines Amulets. Oder er macht wenigstens, im Nothfall sogar versteckter Weise, das Zeichen eines Hornes mit den Fingern von sich weg. Auch sollen ihm etwas Weihrauch oder etwas Wachs der Osterkerze und des Ostertriangles nützen, während man in früheren Zeiten eine besondere Wirkung der Einsegnung der behexten Person und der von ihr gebrauchten Gegenstände von Seite alter Weiber zuschrieb.

Unterhaltungen kennt der echte Mandriere nur wenige. Bei ihm herrscht der, wie S. Raub in seinem Buche *de ritu ignis in natali sancti Joannis accensi* (Wien 1759) schreibt, auch bei den Deutschen übliche Gebrauch, am 23. Juni, am Vorabend des Festes des heiligen Johannes des Täufers Freudenfeuer anzuzünden und darüber zu springen. In den Vorstadtvierteln Renna nuova und Pegolotta ist ihm nun freilich diese Unterhaltung wie auch das Auflassen der Luftballone polizeilich verboten.

Vom Biertrinken will der Mandriera gar nichts wissen, wohl ist er aber ein guter Weinkenner und unterscheidet sehr gut das Lustigsein nach dem Trinken, das „dobra volja“, und das Betrunkensein, das „pijan biti“. Auch hat er seine Namen für den guten



Eine Mandriera.

Wein: teran, refosco, merzamin, maščena, moscato. Treten wir jedoch zur Abwechslung in eine Kneipe oder Branntweinschänke, in eine liquoreria oder petesseria, so finden wir leider sehr oft unter den „negri“ oder den „Wilden“, welche zwischen Rauchen, Fluchen

und Spielen ihr Geld und die Zeit vergeuden, während daheim die arme Familie Hunger leidet, auch Mandrieri.

Doch wenden wir uns von diesem trüben Bilde ab und den Freuden des Lenzes zu, die auch dem Mandriere beschieden sind. Da sind es vor Allem die „sagre“, die Kirchweihfeste, welche gewöhnlich an einem Sonntag in der Octave des betreffenden Patrociniumsfestes gefeiert ihm die beste Gelegenheit darbieten zu tanzen, oft bis zu einer Ausgelassenheit lustig zu sein, gegen die mit Recht die Seelsorger eifern. Am bestimmten Sonntag zieht nun bereits um Mittag die Musik herum und spielt, um ein Geldgeschenk zu bekommen, vor den Häusern der Honoratioren: des Ortsseelsorgers, des Gemeindevorstehers oder des Zupan, der reichen Bauern und von drei Uhr bis spät in die Nacht hinein wird gesungen, geläutet, getrunken und auf dem Tanzboden gepoltert.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß wie nicht wenige Triestiner Jünglinge und Mädchen an Sonn- und Feiertagen auf den sogenannten „liston“ gehen, das heißt, von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags, um sich und ihre Kleidung bewundern zu lassen, auf dem Corso auf- und abpromeniren, auch der junge Mandriere sich nach der Sonn- und Feiertagsmesse mit seinen Juze (Marie) und Juzke (Mariechen) auf dem Corso sehen läßt. Einst war die Tracht der Mandrieri wirklich schön und malerisch. Sie trugen an der langen Weste große herabhängende silberne Knöpfe, kurze, am Knie offene schwarze Hosen und eine kurze gleichfarbige enganschließende Jacke. Im Sommer bedeckten sie den Kopf mit einem breitkrämpigen Hute, im Winter mit einer kostbaren lehnseffelförmigen Kappe aus Viberpelz, daher spottweise „caregon“ (Lehnseffel) genannt, welche gewöhnlich vom Großvater der Enkel ererbte. Die Weiber, die Juze, Juzke trugen weite Kitteln mit buntfarbigem Saume, eine kurze, schwere Tuchjacke, und bedeckten den Kopf mit einem weißen, am Rücken lang herabhängenden, mit kostbaren Spitzen geschmückten Leinwandtuche. Sie waren sparsame, tüchtige, fromme, biedere, arbeitslustige Landleute.

Allein tempora mutantur! Leider gehört, was von den Bewohnern der Triester Umgebung gesagt wurde, im Allgemeinen der Vergangenheit an. Die jungen Mandrieri und Juzke kleiden sich heutzutage schon wie die Bürger. Der Umstand, daß der Mandriere um die Hand eines Mädchens meist nicht aus seinem Heimatdorfe, sondern aus der Fremde freit, hat nicht wenig dazu beigetragen, die alten Sitten und Gewohnheiten des Landvolkes zu untergraben.

Grund und Boden wird nicht eben gut bebaut und liefert nicht das, was man zu erwarten hätte. Sie hängen nicht mehr mit Liebe an ihrer Heimat, sonst hätten sie nicht dieselbe in unseren Tagen mit unverzeihlichem Leichtsinne und mit so kindischer Unüberlegtheit verlassen, ihr wenig Hab und Gut verkauft, um im fernen unbekanntem Brasilien als Ansiedler ihr Glück oder vielmehr ihr Unglück zu suchen. Und unter den zurück-

gebliebenen jungen Mandrieri, vielleicht die vom Dorfe Servola ausgenommen, sind die wenigsten Landleute. Die meisten arbeiten in Triest als Maurer, Steinmetze und Straßenpflasterer, sogar als Facchini; sie sind dem Trunk und dem Spiel ergeben, während Juze und Juzke in unserer Stadt Blumenhändlerinnen sind oder uns als Wäscherinnen dienen und Milch und Gemüse besorgen.

Vollksleben in Istrien (mit Ausschluß der Slaven).

Die alten Istrianer haben, wie wir in der Geschichte Istriens vom Bischof Jakob Philipp Tommasini (1645) lesen, viele Sagen und Gebräuche gehabt, welche ihren Ursprung aus Venedig herleiteten. Mit der Zeit haben sich dieselben wie die alterthümlichen Gebräuche beinahe sämmtlich verloren. So gibt es bei den italienischen Bewohnern des Landes keine volksthümlichen Gebräuche bei Taufen und Hochzeiten mehr. Nur hier und da werden die Brautleute vom Hause mit Musik abgeholt und in die Kirche geleitet, wobei die begleitenden Personen bei der Brautmesse bleiben. Dagegen pflegt Niemand die Abgestorbenen der unteren Stände zum Grabe zu geleiten, nicht einmal Jemand aus der nächsten Verwandtschaft. Man begnügt sich, der Familie einen Condolenzbesuch abzustatten und bei den Todtenofficien in der Kirche anwesend zu sein. Nur die Nachtwache, *la veja*, ist hier wie in Irland bei Personen niederen Standes üblich, wobei viel gespielt, gesungen, gegessen und gezecht wird, so daß man glauben möchte, eine Hochzeit finde im Hause statt und nicht eine Heimsuchung durch den Sterbefall.

Reich entfaltet erscheint dagegen der Aberglaube unserer Landleute. Wenn das Feuer singt, *se rugna el fogo*, so spuckt darauf die biedere Hausfrau und ruft zornig aus: „Hol' dich der Satan; heute werden wir einmal zur Abwechslung Zank und Wortwechsel im Hause haben.“ Es fällt ihr während des Nähens die Schere auf die Spitze zu Boden: nun, so wird ein Bekannter, ein Freund oder ein fremder Besuch kommen. Ist sie mit dem Kochen beschäftigt und juckt sie die Handfläche, so schmunzelt sie, denn ihr Mann wird ganz gewiß Geld nach Hause bringen. Unterdessen verschüttet sie Salz oder, was noch ärger ist, Öl auf den Boden: o weh, das bedeutet Unglück! Wer wird die Ursache sein? Morgens, und insbesondere am Neujahrstag hat sie beim ersten Ausgehen aus dem Hause ein altes Weib gesehen: da muß man sich ja hüten vor den Hexen, vor den Hexenmeistern, vor dem bösen Blick — lauter Vorzeichen des „*cenciut*“ oder des Alpdrückens. Sehr ausgebreitet ist auch die Meinung, daß Träume die Zukunft erschließen. Ihren Sinn und ihre Bedeutung verstehen entweder alte Weiber, die „*babe*“, oder die Traumbücher, und sollten diese nicht entsprechen, so nimmt man Zuflucht zum Kartenausschlagen oder Kartenlegen, zum „*butar le carte*“, dem beliebtesten Mittel vorzüglich bei unseren Mädchen und Frauen aus den niederen Volksschichten, um den Schleier der Zukunft zu lüften.

Summt eine Bremse im Hause und gibt sie keine Ruhe, so heißt es: „oggi sentiremo una novità“, (heute werden wir etwas Neues erfahren). Regnet es nicht am Palmsonntag, so regnet es ohne Zweifel am Osterfest: „se no piovi su l'ulivo, piovi su i ovi“. Beim Gloria-läuten am Charfsamstag muß man sich die Augen und das Gesicht mit Wasser besprühen. Dadurch werden die Augen von allen Krankheiten befreit sein und der Körper wird weder Runzeln, noch Flecken oder Sommersprossen haben. Fällt am Christi Himmelfahrtfest Regen, so dauert das Regenwetter volle vierzig Tage: „se piovi 'l giorno de la sensa, piovi quaranta giorni“. Wenn bei Vollmond im Monat September schönes Wetter ist oder Regen fällt, so wird es gewiß so durch ganze sieben Monate dauern, denn:

„A la luna setembrina

Sette lune ghe se inchina.“

Und erst der 23. Juni, der Vorabend des Festes des heiligen Johannes des Täuflers — das ist wohl der rechte Tag! Unsere heiratslustigen Mädchen legen in einen Kübel voll Wasser Feigenblätter, auf welchen Papierstreifen mit den Namen verschiedener Jünglinge angeklebt sind. Am darauffolgenden Tage gibt das Feigenblatt, welches auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, den Namen des künftigen Bräutigams an. Zur Abwechslung beschäftigen sie sich überdies mit dem Bleigießen, mit dem butar el piombo, oder sie werfen rücklings die Pantoffel auf die Stufen der Haustiege und schütteln das Tisch Tuch vom Fenster um die Mitternachtstunde aus, damit die Hexen wider den Allerliebsten nichts vermögen.

Die Istrianer sind ein genügsames Volk und namentlich in Bezug auf die Speisen nicht eben wählerisch. Nur die Polenta darf ihnen nicht fehlen. Dieser erkältet steif gewordene und in Stücke zerschnittene Brei von ausgekochter Maisgrütze ersetzt dem Istrianer die Knödel der Deutschen. Fische hat er im Überfluß, weil er vom Meere selbst eingeladen gleichsam ein geborener Fischer ist. Und fürwahr, wer könnte alle Fische und Muschelgattungen unseres Meerbusens nennen, welche Dr. Ernst Plučar in seinem Buche „Der Fischplatz zu Triest“ beschrieben hat? Eine große Rolle spielen die Nudeln: da gibt es Dicknudeln, i macaroni, Fadennudeln, i bigoli, i spagheti, breite Bandnudeln, le lasagne, und die Façonnudeln. Diese in Form von Getreidekörnern, Schnecken, Röhren und gewundenen Bindfaden bilden als semenzine, peverini, fidclini, subioti, verete, paternostri und strangolapreti das gewöhnliche Volksgericht. Und ist das nicht der Fall, so bereitet uns die biedere Hausfrau einen risoto oder eine Reissuppe. In eine jede Suppe muß geriebener Parmesankäse kommen und der Reis darf nur so lange gekocht werden, bis sie das apostolische Glaubensbekenntniß gebetet oder von eins bis hundert gezählt hat — sonst brummt das Hausgefinde und sagt: der Reis ist verfocht, i risi xe longhi, i xe andai.

Jedoch auch der Istrianer muß während des Jahres seine guten Tage haben. Auch er kennt seine Kraftbouillons und fricassirte Poulards und die üblichen Festessen bei einer Taufe, einer Firmung, einer Hochzeit und an den großen Feiertagen. An den letzten Faschingstagen schmecken ihm die gebackenen Brodscheiben, le snitte, der gebackene Pastetenteig, i crostoli, die Pfannen- oder Königskuchen, le frittole, und die schachtelförmigen Teigkuchen, i rasioi. Zu Ostern muß er als „Exveneto“ den Sommerrettig, i ravanei, Osterbrod, le pinze, und den presniz, eine Art gefüllter Gugelhupf, haben. Zu Allerheiligen dürfen der gebratene Truthahn und die fave di morto, kleine, runde, weiß-, roth-, braun- oder gelbgefärbte Kuchen aus Mandeln und Zucker, in keinem Hause fehlen. Die Schweine schlachtet man bei uns nur von Martini bis zum Fasching ab. Ihnen verdanken wir Kaiserfleisch und Schinken, die Würste, le luganighe, die Salami und die Schwarzwürste, i cotighini; i zampini, die Pötenwürste; le mortadelle und i romboli, eine Art Hirnwürste.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes fastet gewöhnlich der Istrianer zu Mittag. Abends wird er aber mit einer Reissuppe bedient, welche in einer Brühe von Kalbfleisch oder von Herzmuscheln eingekocht ist, „risi col bisato, risi coi caparozoli“. Selbstverständlich muß es auch Austern geben und am folgenden Tage dürfen die mostarda, der Mosttrich, und der mandorlato, dünne, stangenartige Mandelkuchen, nicht fehlen. Auch für die Armen wird bei solchen Festen in menschenfreundlicher Weise gesorgt. Sogar die Pfündner der Armenhäuser und die Waisenfinder haben dann ihre guten Tage. Und sollte sich wirklich Jemand finden, der für einen wohlbesetzten Tisch an einem der genannten Normatage nicht Geld genug vorrätig hätte, so ist gleich ein Mittel zur Aushilfe da. Was bedeutet z. B. in Triest die Menge Weiber, welche zu Fasching, in der Charwoche, in den Tagen vor Allerheiligen und vor Weihnachten in die Rena vecchia in der Richtung gegen St. Just hinaufziehen, manchmal mit schweren Bündeln beladen? Dort oben in der Via dell' Ospitale, in nächster Nähe des städtischen Irrenhauses ist das Verlagamt — und man versetzt Alles, was man eben nicht braucht, um Geld für ein Festessen zu haben.

Betrachten wir die Spiele unserer lieben hoffnungsvollen Jugend, welche in den Gassenbuben, in den muli, wie man sie nennt, ihren Glanzpunkt erreicht. Welcher mulo kennt nicht das Geldwerfen, el sassetto, das „Aumäuerln“ der Wiener Knaben; das Würfelspiel i dadi, la tria; das Werfen mit steinernen Kugeln le s'cinche und das tocafero, tocamuro, das in einigen Gegenden Steiermarks unter dem Namen „Vater, leih' mir die Schere“ übliche Spiel? Manchmal ist unser Hut während des Gehens und wohl auch unser Kopf nicht sicher. Zuerst sind es die lavre, Steine, welche in die Luft fliegen, oder das liebe pandolo, das „Gitschkerl“ der Schlesier. Sollten diese fehlen, so

greift man zum zurlo, zum Kreisel, ein Beweis, daß die muli mit den Griechen, welche den rhombos, und mit den Römern, welche den turbo hatten, in nächster Verwandtschaft verbunden waren. Niemand wird aber so unartig sein und der Istrianer Jugend ein gewisses Interesse für das Geld abprechen wollen. Der mulo hat dazu das Marco-madonna, das „Kopf und Wappen“ der Wiener, das „Kopf und Schrift“ der Vorarlberger. Es muß dieses Spiel wohl uralt sein und noch aus den Zeiten der Republik Venedig herrühren, welche als kleine Scheidemünze die gazetta gebrauchte mit dem geflügelten Löwen von San Marco auf der einen und dem Bilde der Madonna auf der anderen Seite. Behagt ihm dieses Spiel nicht, so kann er sich noch andere auswählen: das Farbenpiel, i colori; das Pfandspiel, i pegni; das Versteckspiel, zogar sconder; das Brautspiel, i sposi; das Schaukelspiel, el zitolo-zotolo.

Der Mensch, heißt es aber, ist von der Natur für die Gesellschaft erschaffen worden und in ihr muß er sich mit seinem Scharfsinn, womöglich schon in der Jugend bemerkbar machen. Der Istrianer Knabe wählt sich in dieser Hinsicht zuerst den Barbajata, Maria Orba, die „Blindekuh“ aus oder den bozolo canarin, die „Ringelreihe“ oder den caffè, das heißt „Stehe einem den Bock“. Ein Knabe hat, ohne bemerkt zu werden, etwas in einer Hand versteckt, beide Fäuste sind fest zugeedrückt. Wie kann man nun wissen, was es sei und welche Hand es verborgen halte? Man nimmt Zuflucht zum Apostel und Fischer Andreas. Der Knabe sagt einen betreffenden Vers, berührt abwechselnd beide zugeedrücktten Hände seines Gegners und wo zuletzt der Zeigefinger ruht, da muß sich die Hand öffnen.

Wir haben aber auch mit erwachsenen Personen zu thun. Der Mann ist nicht zu Hause, wohl aber die biedere Hausfrau, und zwar zur Winterszeit an einem Sonn- oder Feiertage. Sie hat Besuche und das viele Reden wird manchmal auch langweilig. Um die Zeit zu vertreiben, wird die Tombola hergenommen oder das Gansspiel. Sollte sie aber mit diesem nicht zufrieden sein, so ist gleich ein Satan da, das Lotto, der sie verfolgt und versucht. Ach leider! In Triest und in Istrien herrscht eine solche Spielwuth, wie man sie kaum in einem anderen Lande unserer Monarchie finden kann. Man macht in dieser Hinsicht alle möglichen Combinationen und Studien, astrologische und somnologische Berechnungen, die von höchst verderblichen Folgen für das Volk begleitet sind. Man besuche z. B. nur das Stadtviertel Rena vecchia in Triest. Hier ist es, wo junge und alte Megären den ganzen lieben Tag mit gefärbten cartelloni und mit Stoffen, Geschirren, Gewaaren und Geflügel versehen ihren Kram preisend und feilbietend herumziehen. Nummern auf Nummern werden gesetzt. Ein mulo zieht sie öffentlich, bisweilen mit Betrug aus einem Beutel heraus, und so entsteht manchmal ein höllischer Lärm, der zur Abwechslung mit Fluchen, Schimpfen, auch wohl mit Raufen und Prügeleien verbunden ist.

Wo lassen wir aber die Männer? Gehört der Istrianer dem Mittelstande an, so besucht er wie seine deutschen Brüder das Kaffeehaus oder zur Abwechslung die osteria, um in Gesellschaft von einigen Freunden eine Stunde mit italienischen Karten spielen zu können. Während des tresette schweigen Alle, denn da gilt die Regel: „el tresette xe sta fato de quattro muti, den tresette haben vier Stumme erfunden“; bei der briscola kann man reden, und da geht es manchmal bunt zu. An den schönen Sonn- und Feiertagen geht er gewöhnlich des Nachmittags hinaus aufs Land, um im Hofe irgend einer osteria sich mit den boccie oder borelle, welche in ganz Italien und in Tirol als „Watscherln“ bekannt sind, zu belustigen. Man wirft eine kleine hölzerne Kugel, el balin, in einiger Entfernung, und zwei gegen zwei oder zwei, auch drei, gegen einen einzigen Spieler suchen dieselbe mit größeren Holzkugeln, boccie, borelle, entweder weiter zu schleudern „sbocciar“, oder im Wurfe sich ihr zu nähern „costar“. Wer mit seinen Kugeln dem balin am nächsten ist, hat gewonnen; dazu sind aber Sehkraft und eine gewisse gymnastische Übung erforderlich.

In den Städten, welche Theater besitzen, belustigt sich unsere Jugend, wenn die Gelegenheit sich darbietet, an den Kunsttreibern mit ihren Pantomimen oder an den Marionetten. Diese letzten stehen bei ihr in gesegnetem Andenken seit Reccardinis Zeiten, welcher mit seinem Arlecchino und Facanapa einen gewissen Ruhm sich erworben hat. Während der schönen Jahreszeit hat sie ihre papierenen Luftballons oder den fliegenden Drachen, in Triest die Pflaummusik. Unsere muli sind nämlich treue Unterthanen. Wer möchte daran zweifeln? Sie bereiten sich schon frühzeitig und freiwillig zum Soldatenleben vor. Wenn an einem Freitag oder am Vorabend des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers die Militärmusik auf unserem großen Platze spielt, können sie kaum den Augenblick erwarten, bis sie über Via della sanità, Corso, San Antonio und Via Caserma in die große Kaserne mit klingendem Spiele zurückkehrt. Vor und hinter ihr marschirt mit militärischem Schritt eine zahllose Menge muli, so daß man glauben sollte, ein gestrenger Herr Corporal hätte sie dazu, wer weiß schon wie lange Zeit förmlich abgerichtet.

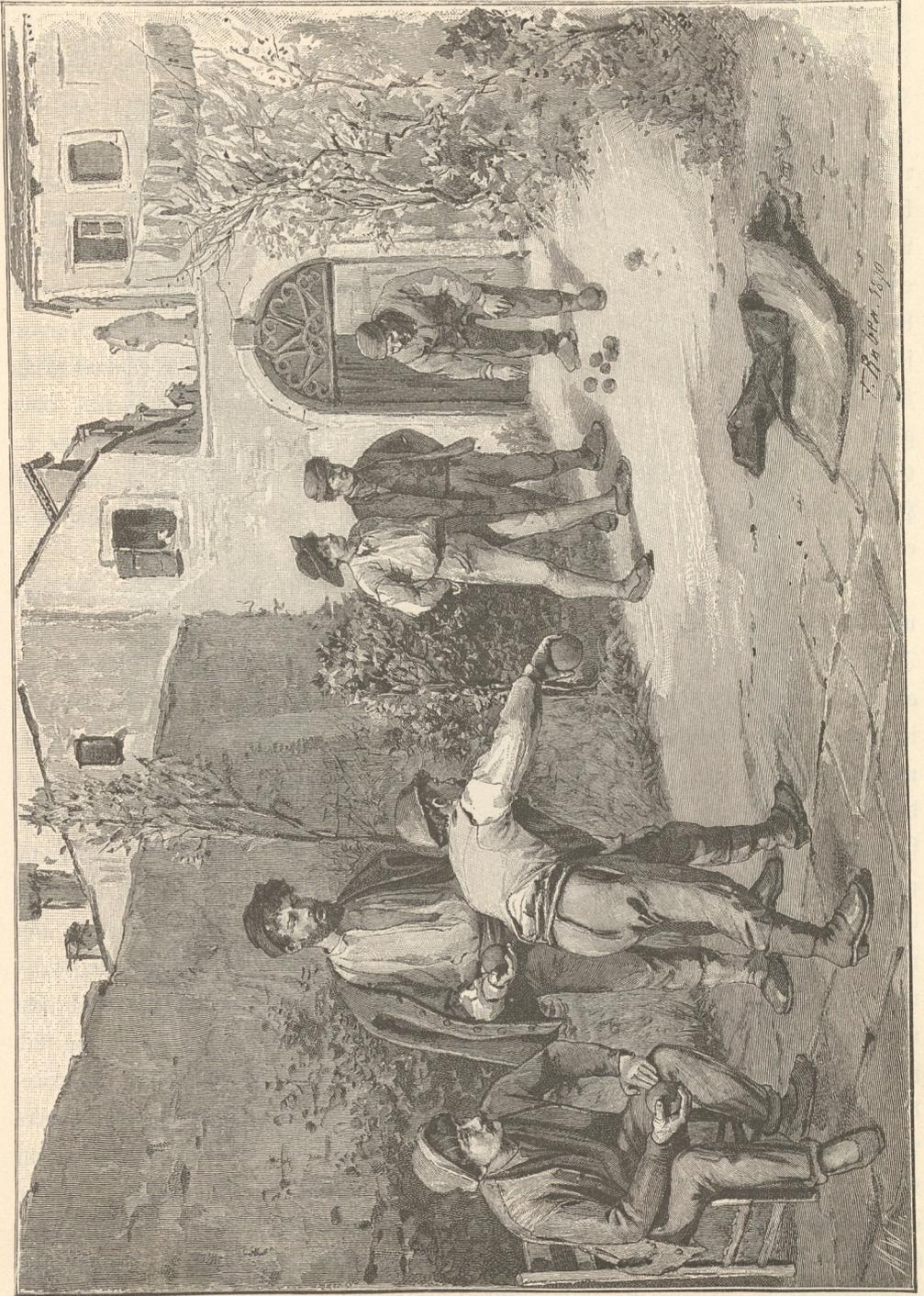
In Triest und in einigen Städten Istriens ziehen Mädchen und Knaben mit kleinen Laternen bei Abenddämmerung während der ganzen Octave des Epiphaniestages herum, knien auf den Stiegenhäusern, singen eine Melodie zu Ehren der heiligen drei Könige und pochen dann an die Hausthüren, um ein Geldgeschenk bittend. Das Lied zu dieser artigen Bettelei erzählt, wie Christus arm geboren, arm lebte und am Kreuze starb. Der Schluß ist aber nicht so höflich: den freundlichen Gebern wünschen sie, so viele Engel mögen sie gen Himmel hinauftragen, als ein Sieb Löcher hat; den hartherzigen Geizigen dagegen, so viel Teufel mögen sie holen, als Nägel an der Hausthür angeschlagen sind. Das klingt

wohl sonderbar, wenn man die letzten, die in kleinerer Anzahl vorhanden sind, mit den unzähligen Löchern eines Siebes vergleicht.

Die Charwoche ist da. Der mulo, z. B. in Triest, hat schon früher in einer großen Kiste das „heilige Grab“ errichtet und stellt es am Gründonnerstag und am Charfreitag an den Ecken der am meisten besuchten Straßen auf. Auf jeden zweiten Schritt sehen die Passanten eine ausgestreckte Hand und müssen sich die Worte gefallen lassen: „La prego un soldo pal santo sepolcro, ich bitte um einen Kreuzer für das heilige Grab“. Während Triest wie auch andere Gegenden Oesterreichs am Charsamstag die Auferstehungsprocession kennt, hat Istrien die Charfreitagsprocession. Die Mitglieder der verschiedenen Bruderschaften tragen dabei nach altvenetianischer Sitte lange Talare, bald von schwarzer, bald von gelber, weißer, rother, aschgrauer oder violetter Farbe. Kirchenfahnen sind in Istrien etwas Seltenes; man trägt vielmehr kolossale Statuen und riesiggroße Wachssockeln, cirii genannt, welche zum Theil noch aus den Zeiten der venetianischen Republik herkommen. Für manche Gegenden Istriens sind die Bitttage im vollsten Sinne des Wortes wahre Reisen. In aller Frühe des Karfreitages und der drei Tage vor Christi Himmelfahrt verlassen die Gläubigen mit ihrem Seelsorger, nachdem er die Allerheiligenlitanei angestimmt hat, die Pfarrkirche, um in einer gewöhnlich sehr weit gelegenen der Messe beizuwohnen. Unterwegs muß der Priester eine Anzahl von Evangelien singen, viele Gebete verrichten und dann mit dem Processionskreuze die vier Weltgegenden — exorcisiren, damit Hagel, Ungewitter, Raupen und Würmer die Saaten nicht beschädigen. Ist man an Ort und Stelle angelangt und ist der Gottesdienst beendigt, so lagert Alles im Freien, genießt das mitgenommene Essen, dem man tapfer zuspricht, und kehrt erst spät — vielleicht am Nachmittag — in die Pfarre zurück.

Seit dem Cholerajahr 1849 begeht der Triestiner den 21. November als sein größtes Fest, die Darstellung der Mutter Gottes im Tempel oder, wie er sie nennt, die „Mutter der Gesundheit“, la Madonna della Salute. Wenn es nur möglich ist, besucht er bei dieser Gelegenheit seine Kirche Santa Maria Maggiore, wo der Gottesdienst mit Pracht und Pomp gefeiert wird.

Man würde den Istrianer wohl beleidigen, wenn man an dieser Stelle das caro vale, oder vielmehr das carnis levamen, den Fasching mit Stillschweigen übergehen würde. Sobald diese „heilige Zeit“ herannaht, scheint der Istrianer gar keine anderen Gedanken zu haben als eben nur den Carneval. Nicht umsonst nennt er den Fasching eine „heilige Zeit“, denn in seinem Munde lautet ja das Sprichwort: Pasqua, Nadal e — santissimo Carneval. Man besucht die festini oder die osterie, wo bis zum Morgen geschmaust wird. Die Jugend hinwiederum eilt Abends maskirt in die Theater oder zu den Tanzböden, denn auch in Privatzirkeln und öffentlich wird weidlich getanzet. In den veglioni,

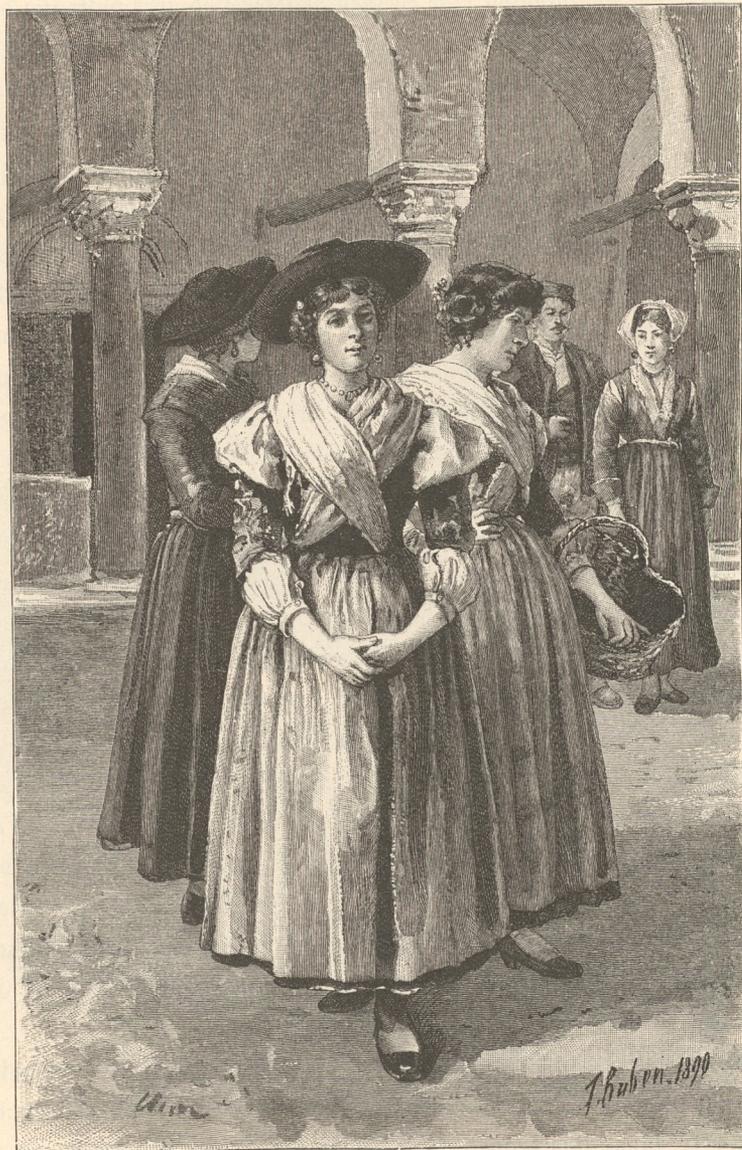


Boretschpiel.

balli nobili, parè und balli popolari belustigt sich die Istrianer Jugend mit der Monferina, Polka-Mazur, Schottisch und Quadrille. In Triest freilich geht es mit Ausnahme der Cavalcina im teatro comunale am letzten Faschingstag, wobei die Herren im Parterre allgemein in bürgerlicher Kleidung erscheinen, nur wenige und sehr anständige Masken erblickt werden und in den Logen Frauen und Mädchen aus den reichsten Familien sich befinden, heutzutage auf den anderen öffentlichen Bällen nicht immer besonders anständig zu. Man rechne noch überdies die Cuccagna der Volksbälle hinzu, an welchen die Wilden, die Negri, theilnehmen. Cuccagna ist eigentlich das Schlaraffenland, eine fabelhafte Gegend, wo die Natur dem Menschen Alles gibt, ohne daß er zu arbeiten braucht, daher ein Mitglied des Schlaraffenlebens, durch Sebastian Brandts Narrenschiff gangbar gemacht, ein Müßiggänger ist, welcher sich einer wollüstigen, üppigen Muße überläßt. Unter Schlaraffenbaum, albero de la Cuccagna, versteht man aber einen glatten, hohen, mit Seife oder mit Talg geschmierten Mastbaum, an dessen Spitze ein Geldbeutel, Geschenke und Eßwaaren befestigt sind. Ein Wilder klettert hinauf, mit Händen und Füßen arbeitend, und kann er die Spitze erreichen, so gehört ihm, was er erreicht.

Allein der fette Donnerstag, Quinquagesima, mit dem darauffolgenden Montag und Dienstag sind angekommen, und den Masken steht es frei, sich öffentlich zu zeigen. In Triest wählt man dazu den Corso, wo an den genannten Tagen die Masken sich an den beiden Seiten des Trottoirs zusammendrängen und Wagen an Wagen langsam in doppelter Reihe die lange, breite Straße dahinfahren. Während aber jetzt der Zulauf nur am Sonntag Quinquagesima und am letzten Carnevalstag groß ist, hat der „Corso“ des fetten Donnerstag, einst für Kinder bestimmt, gänzlich aufgehört, so zwar, daß in früheren Zeiten zu dieser öffentlichen Belustigung die piazza Giuseppina, via della Sanità, piazza del Teatro, piazza grande, via del Corso, piazza delle Legna, via San Giovanni, Corsia Stadion und via del Torrente sieben- bis neunhundert Wagen aufnehmen konnte, dagegen heutzutage die piazza grande, via del Corso, piazza delle Legna und via San Giovanni für zwei- bis dreihundert Wagen vollkommen genügen. Auch sieht man jetzt bei weitem nicht so viele den Carneval charakterisirende Masken. Sie sind meistens der italienischen Comödie entlehnt, wie Truffaldino, Arlecchino, Dottore, Pantalone, Pierrot, Pulcinella, Pajazzo und Brighella, oder man benützt auch andere Anzüge, indem man das Gesicht mit Masken bedeckt oder mit unförmlichen Nasen, mit Kienruß und mit Farben entstellt. Man sieht da zerfetzte Bettler, Kobolde, welche ungeheuerere Thierschnauzen oder Riesenköpfe haben, dann Strohmänner, Gärtner und Gärtnerinnen, Berfiner, mandrieri, juze, juzke und Tschitschen, Hexen und Teufel, Schornsteinfeger und alte Kaufbolde, Männer als Weiber verkleidet, Soldaten, jedoch

ohne Waffen, Ärzte und Advocaten in mittelalterlicher Tracht, Häfenbinder und Blousenmänner, welche große Strohhüte tragen, mit Wilden, Strolchen und Negern vermischt, Halb- oder gänzlich Betrunkene, welche mittelst Trichter und Guitarre, durch Trommeln



Tracht der Bevölkerung in Dignano.

auf Wasserkübeln und kleinen Fässern und unter Singen, Schreien und Heulen ein Teufelsconcert zum Besten geben. Immer mehr wächst die Zahl dieser Figuren, und ein Jeder sucht seine Rolle neckend oder geneckt mit italienischer Lebendigkeit und mit Geschick

durchzuführen. Am gewöhnlichsten sind jetzt die Pierrots und die Tatis, welche Weiberhemden tragen und oft zu Hunderten auf den Straßen sich zusammenrotten. Ebenso sind die Stutzer in altfranzösischer Tracht sehr häufig, die sich zusammenfinden, um gemeinschaftlich ihre Streiche auszuführen. Die edelsten Masken sind aber unstreitig die Tabaris in schwarzer Tracht mit weiten fliegenden gold- oder silberbedeckten Sammtmänteln, der Tracht der alten Nobili de Venezia entlehnt. Geistliche Masken sind verboten. Schöne Costüme kommen sonst nur bei den Mädchen vor, welche gefallen und ihre Schönheit ins Licht stellen wollen. Auch Aufzüge und allegorische Darstellungen finden zu Fuß oder in Wagen statt. Heiterkeit und Muthwille sind überall vorherrschend, selbst derbe Späße kommen vor, denn die Polizei schützt jede Maske und erhält durch Sicherheitswachen, welche überall aufgestellt sind, strenge Ordnung. Waffen, besonders heimliche, sind verboten.

Am Corso bleibt zwischen den Wagen ein freier Raum. Bediente und Kutscher sind zuweilen maskirt, die letzteren als Frauen, und die Wagen nehmen von Bekannten und Freunden manchmal so viele auf, als sie nur zu fassen vermögen. Um die Wagen herum und zwischen ihnen wogt nun das Menschengedränge. Den allgemeinen Jubel erhöht noch das Werfen mit den cartoline und den confetti. Letztere haben sich jetzt meistens in kleine Papierschnitzel verwandelt. Am meisten werden damit die Wagen geneckt und komische Masken sind einem Bombardement mit confetti ausgesetzt. Vornehme und Reiche werfen sich auch mit Blumen und mit echten Zuckerconfetti, auch werden Damen und Mädchen, die in den Wagen sitzen, Blumensträuße verehrt, und solchen Wagen folgt immer mit Lebensgefahr ein Haufen muli nach, die Blumen, cartoline und confetti auflesen.

Einst erhöhte den Glanz dieses Volksfestes die maskirte Musikbande, la banda dei fiori, so genannt nach ihrem Gründer, dem Wirth Luigi dei Fiori, welche zum Capellmeister Paolo Matto, den auf der piazza del Sale bekannten Barbier Paolo Facchinetti hatte. Jetzt hat dies aufgehört und der heutige Corso ist im Vergleich zu jenem vor dreißig Jahren nichts mehr als eine — splendida miseria. In Triest wird am Aischermittwoch unter großem Menschenandrang der Carneval, eine Strohuppe, mit einer Trauerrede und den abenteuerlichsten Ceremonien begraben, wozu man gewöhnlich das Dorf Guardiella auswählt.

Auch der Lenz ist da und muß gefeiert werden. Denn mit dem Maimonat fängt die Göttin Flora ihr Regime an und wenn schon der Istrianer ein Blumenliebhaber ist, so gibt es in unserer Monarchie kaum eine Stadt, in der für die Blumen so viel Geld verschwendet wird als in Triest. Die Blumenliebhaberei ist bei uns eine förmliche Blumenmanie geworden. Die Blumenverkäuferinnen sind immer vollauf mit Blumensträußen, mit Blumenkörben, mit Blumenkränzen beschäftigt, und fast jede Familie muß ihren Blumentisch besitzen. Unsere Landsleute sind aber auch Fischer, Jagdliebhaber und Radfahrer.

Für die Regatten bestehen eigene Vereine mit verschiedenen Ruderclubs. Die Mitglieder haben eine eigene Kleidung und eigene Barken, *lancia*, *lancione*, *scalè*, *sculler*, Skiff und *Pairvar* genannt.



Ein Ziegenhirt von Dignano.

Noch ist endlich die öffentliche Tombola zu erwähnen, deren Ziehung eines der großartigsten Volksfeste, der bedeutendste Sammelpunkt unseres Volkslebens geworden und zugleich ein Fest der Wohlthätigkeit ist, dessen Ertrag Armen oder gemeinnützigen Vereinen zufließt. Sie findet unter gewissen Feierlichkeiten in Gegenwart von bestimmten

Behörden statt, welche sich überzeugen, ob alle neunzig Nummern in eigenen Kapseln vor der Ziehung in das Glücksrad gekommen sind. Die Ziehung selbst wird von einem Armenkinde bewirkt. Die einzelnen Nummern werden öffentlich vorgezeigt, ausgerufen, ausgeworfen und nach jeder Ziehung an verschiedenen Ecken auf weithin sichtbaren Tafeln befestigt. Die Gewinnste fallen auf die cinquina, auf die erste und zweite Tombola. Wer gewinnt, wird mit Musik begrüßt.

Wie ein jedes Volk, so haben auch die Italiener Istriens ihre eigenen Volksgefänge, vorwiegend erotischen Inhalts, welche meist in Triest zur Faschingszeit entstehen und sich dann mit Blitzesschnelle auf unserer Halbinsel verbreiten. Die alten einheimischen Volkslieder sind leider verloren gegangen, ausgenommen die von Rovigno, welche mit liebevoller Pietät vor wenigen Jahren Professor Dr. Anton Ive gesammelt und veröffentlicht hat.

Die alte Tracht der italienischen Bewohner Istriens, von welcher noch Bischof Jakob Philipp Tommasini berichtet (1645), ist nun völlig verschwunden. Unsere Italiener tragen heutzutage eine ganz bürgerliche Kleidung, die immer sehr einfach ist und sich nur darin unterscheidet, daß Gebildetere selten den Cylinder, häufig den niederen Hut brauchen, während das gemeine Volk als Kopfbedeckung die französische Kappe mit einem vier Finger breiten stehenden Schild, gewöhnlich „ongia“ (italienisch unghia, Fingernagel) oder „rasca“ genannt, tragen. Nur hier und da sieht man bei den Alten Überreste der einstigen Istrianer Kleidung, wie z. B. bei den „Paolani“ (popolani, Landbewohner) von Capodistria, in Muggia, Pirano, Rovigno u. Diese Alten tragen kurze, an den Knien enganliegende Hosen, im Sommer baumwollene, dunkelblau gefärbte, im Winter weißwollene Strümpfe, am Leibe eine kurze Jacke aus grobem Tuch. Den Kopf bedecken sie, wie die Fischer von Chioggia, mit einer langen sackartigen baumwollenen, dunkelbraun gefärbten überhängenden Mütze mit einer kleinen Quaste am Ende. Nur die Tracht der Dignanesen ist, die langen Hosen ausgenommen, jener der Landbevölkerung um Meran sehr ähnlich, jene der Weiber der alten lombardischen Tracht am ähnlichsten.

Volksleben der Slaven in Istrien.

Die Slaven Istriens, der großen Mehrzahl nach Kroaten, grenzen gegen Osten an die die benachbarten Provinzen bewohnenden Stammesgenossen; den nordwestlichen Theil Istriens nehmen die verwandten Slovenen ein, die an ihre Brüder in Krain, Görz und Triest grenzen.

Beide Stämme, Kroaten und Slovenen, wohnen in Dörfern und Weilern und in zerstreut stehenden Häusern. In den Städten der Westküste finden wir nur wenige, zahlreicher sind sie in den Städten Mittel-Istriens; im östlichen Theile der Provinz machen



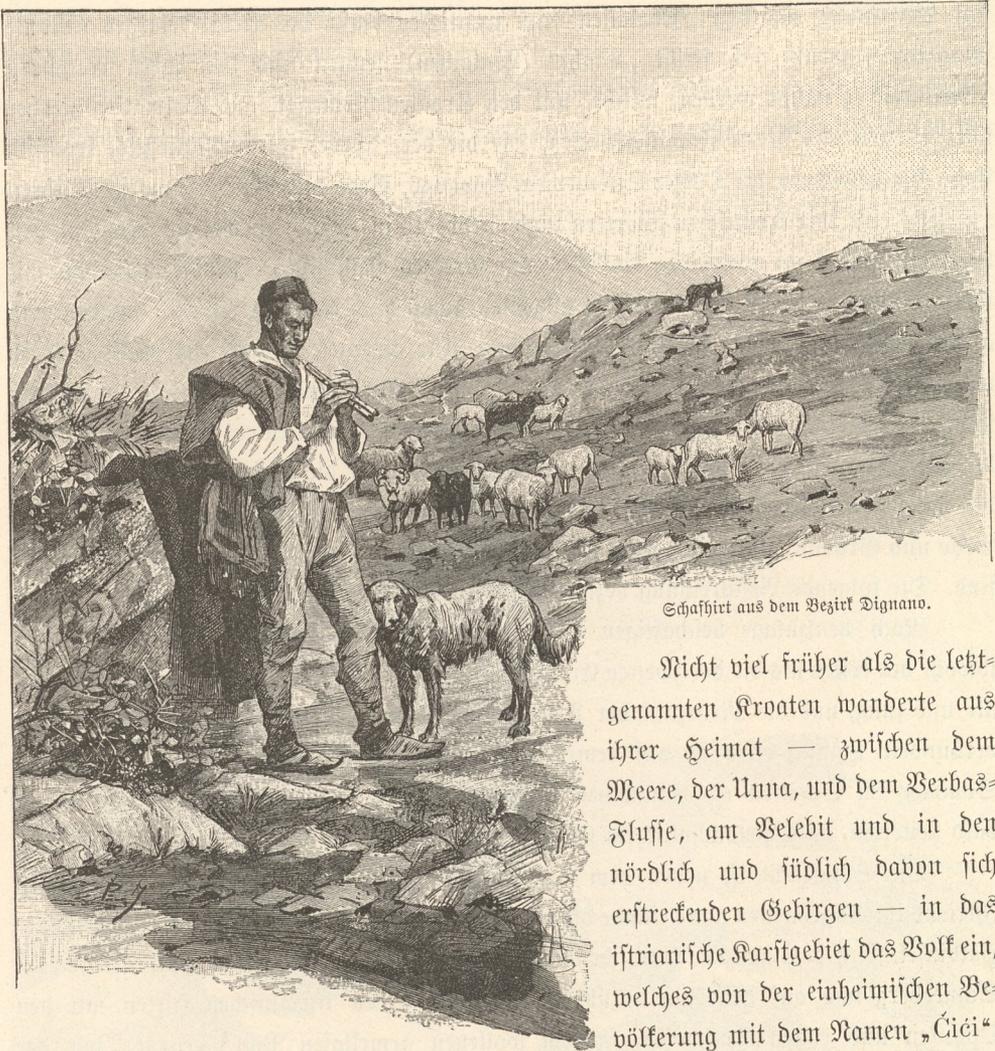
Landhaus aus der Gegend bei Pifino.

sie aber in den Städten und Märkten die große Mehrzahl der Bevölkerung aus. Diese Art der Wohnsitze rührt schon seit ihrer Ansiedlung in Istrien her. Wir zählen zwei größere Einwanderungen. Zur Zeit der allgemeinen Völkerwanderung in Europa in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts zogen die Kroaten und Slovenen, deren erste europäische Heimat hinter den Karpathen lag, gegen Südwesten, überschritten die Karpathen und die Donau, siedelten sich im Drau- und Savegebiet an, erreichten die Ostküste des adriatischen Meeres und setzten sich daselbst schon in den ersten Jahrzehnten des VII. Jahrhunderts fest. So kamen sie also theils von Osten, theils von Norden nach Istrien, sowie auch in das Görzische und Triester Gebiet. Theils durch die Christenverfolgungen, zumeist aber infolge der politischen Wirren, zu denen die Völkerwanderung den Anstoß gab, minderte sich die Zahl der ursprünglichen Bewohner des Landes allmählig sehr. Die alten Einwohner Istriens

erhielten sich fast nur in den Städten der Westküste, wohin sich auch Bewohner aus dem Innern der Provinz flüchteten, während die Kroaten und Slovenen das übrige Land besetzten. Die ursprünglichen Städtebewohner nennen die Slaven noch heutzutage gerne „Schiavi“, während sie von diesen „Latiner“ genannt werden.

Die Verfassung der alten Slaven war, wie Procopius sagt, demokratisch; sie schätzten, wie Kaiser Mauritius erwähnt, die Freiheit, bebauten das Feld und bewohnten kleine, schlecht verschlossene, zerstreut liegende, entweder ebenerdige oder einstöckige, mit steinernen Stiegen auf der Außenseite versehene Häuser, die oft nur ein einziges Zimmer hatten und noch heutzutage in Istrien zu sehen sind, und versammelten sich nur zur Berathung, zur Verrichtung des Gottesdienstes oder zur Vertheidigung in den meist auf Anhöhen gelegenen Burgen. Einzelne Familien im engeren Sinne des Wortes wuchsen im Laufe der Zeit zu größeren Familien, zu den sogenannten Hauscommunione (zadruga) heran. Aus diesen gingen Verwandtschaftsgenossenschaften (bratstva) hervor, welche wiederum größere Stammesgenossenschaften bildeten. Auf diese Art entstanden Häusercomplexe, Dörfer und županije (die heutigen Steuergemeinden) mit ihrem župan und podžup und bekamen ihren Namen nach dem Gründer der ersten Hauscommunion. In den Burgen siedelten sich nach und nach die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten an; zu ihnen gesellten sich auch manche andere, und so entstand die sogenannte städtische Bevölkerung, welche sich im Laufe der Zeit und infolge der politischen Verhältnisse der Sprache des umwohnenden Volkes wenigstens insoweit entfremdet hat, daß sie außer dieser noch eine zweite verstand und sich ihrer auch öfters bediente.

Ähnliches in Bezug auf die Entwicklung der Wohnsitze und Benennung, wenigstens der Dörfer und Weiler, finden wir bei den Kroaten, die sich im XVI. und XVII. Jahrhundert, zur Zeit als Istrien theilweise entvölkert war, in diesem Lande angesiedelt haben. Zahlreiche Kriege gegen einzelne Städte seitens der venetianischen Republik und theilweise zwischen Genua und Venedig wegen derselben und pestartige Krankheiten, welche mit dem venetianischen Handel aus dem Orient eingeschleppt wurden und im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert arg wütheten, vernichteten beinahe die Einwohner von Umago, Cittanova, Parenzo, Pola und der angrenzenden Dörfer. Deshalb lud die Regierung der venetianischen Republik größtentheils Kroaten aus Dalmatien, Bosnien und Herzegowina, theilweise auch die Bewohner der Grafschaft Pisino ein, sich unter gewissen Bedingungen in diesen verlassenem Gegenden niederzulassen, wozu sich die Kroaten vorzüglich deshalb bereit fanden, weil sie in ihren Wohnsitzen von den Türken bedrückt wurden. In den entvölkerten Theilen Istriens gründeten und erneuerten sie Dörfer und gaben den Städten neues Leben. Die damaligen und die späteren „Provveditori“ loben sie als friedliebende, treue, mäßige, insbesondere aber als fleißige, arbeitame und geschickte Ackerbauer.



Schafhirt aus dem Bezirk Dignano.

Nicht viel früher als die letztgenannten Kroaten wanderte aus ihrer Heimat — zwischen dem Meere, der Unna, und dem Verbas-Flusse, am Belebit und in den nördlich und südlich davon sich erstreckenden Gebirgen — in das istrianiſche Karstgebiet das Volk ein, welches von der einheimischen Bevölkerung mit dem Namen „Ćići“, Tſchitschen (wahrscheinlich nach dem Worte „ćića“ = Better, nach Anderen = Dunkel, mit welchem sie sich begrüßen) ohne Unterschied, ob sie Kroaten oder mit ihnen eingewanderte Rumänen waren, benannt wurde. In einigen Dörfern haben sie vermuthlich Reste der alten römischen oder romanisirten Bevölkerung gefunden. Heutzutage sind am Karst nur noch die Bewohner des Dorfes Žejane unter dem Namen „Ćiribirci“ bekannt, die in ihren Häusern noch eine „romänische“ (ćiribirische), mit kroatischen Wörtern um mehr als ein Drittel überfüllte Sprache gebrauchen, während sie sonst ganz gut kroatisch sprechen. Die „Ćićen“ anderer Dörfer am Karst verstehen nicht einmal die ćiribirische Sprache und bedienen sich bloß der kroatischen. Nur in ihrem Typus ist noch eine gewisse Mischung derselben mit je einem romanischen Stamme bemerkbar. Ähnlich verhält

sich die Sache mit den „Romänen“ am westlichen Fuße des Učka-Gebirges (Monte Maggiore), welche sich selbst „Mlahi“ (Walachen) nennen und von ihren Nachbarn „Ćiribirci“ genannt werden, welche, mit den Kroaten vermengt, aus Dalmatien hierher übersiedelten und deren Familiennamen, wie die der Žejane, fast ausschließlich kroatisch sind. Sie bewohnen die Dörfer Sušnjevica, Novavas, Vrdo und Grobnik, wo sie in ihren Häusern eine mit kroatischen Wörtern noch mehr als in Žejane vermengte „romanische“ (sie selbst sagen: mi govorimo vlaški = wir sprechen walachisch) Sprache, besonders mit ihren Kindern, die mit sieben Jahren allgemein schon auch kroatisch kennen, sprechen und außer denselben nur die kroatische gebrauchen. Für abstracte Begriffe haben sie in ihrer walachischen Sprache gar keine Ausdrücke; sie singen nur kroatische Volkslieder und haben schon für die Zahl acht und neun kroatische Bezeichnung (osam, devet). Die Lebensweise, die Beschäftigung, die Tracht (ja auch die Benennungen für die verschiedenen Kleidungen), die Sitten und Gebräuche der Ćiribirci, sowohl in Žejane als in Sušnjevica, Novavas, Vrdo und Grobnik, sind gleich oder ähnlich mit denen der Kroaten, von denen sie umgeben sind. Die folgende Beschreibung bezieht sich deswegen auch auf sie.

Noch heutzutage beschäftigen sich die Kroaten und Slovenen, die Nachkommen sowohl der ersten als die der zweiten Einwanderung, meist mit dem Ackerbau. Die Männer, alt und jung, und die Mehrzahl der Weiber ist mit dem Felde sozusagen unzertrennlich verbunden. Häufig essen sie auf dem Felde, um sodann im Winter an der Sonne, im Sommer im Schatten ein Stündchen zu ruhen. Gerne begleiten sie die Feldarbeit mit bald heiterem, bald melancholischem Gesang.

Die Schafzucht ist neben dem Ackerbau die wichtigste Beschäftigung der Slaven Istriens im Allgemeinen und beinahe die ausschließliche derjenigen des westlichen Theils der Halbinsel. Auf dem ganzen Tschitschenboden bis zum Promontore, vom Salvore bis zum Schneeberg und auf den Inseln, überall trifft man den istrianischen Hirten mit den Dpanken und engen Tuchhosen, langem wollenen ärmellosen Rock (krožat), mit der istrianischen Kappe oder mit dem Hut auf dem Kopfe, mit der nationalen Doppelflöte (blizni, dvojnice) im Munde, mit welcher er auf eine nur ihm eigene Art seine frohen und schmerzlichen Gefühle ausdrückt, sich und seine ergebene Gesellschaft, die Herde und den Schäferhund ergötzt. Wenn der Schnee die Höhen bedeckt, steigen die Hirten mit ihren Herden an das Meeresgestade und halten sich daselbst durch den ganzen Winter auf.

Auf ein Handwerk verlegen sich die Slaven West-Istriens nur in äußerster Noth; fremde Handwerker bauen ihnen Häuser und Stallungen, verfertigen die wenige Hauseinrichtung und die nöthigen Gefäße, die Beschuhung und Kleidung. Fleißige Arbeiterinnen sind die Weiber, die nicht nur den Männern auf dem Felde und auf der Wiese helfen, die Speisen bereiten, die häuslichen Angelegenheiten besorgen, sondern auch seit ihrer ersten

Jugend alle wesentlichen Vorarbeiten für die leinenen und wollenen männlichen und weiblichen Kleider verrichten.

Der Anzug fast aller Slaven der istrischen Halbinsel war vor einigen Jahrzehnten und ist noch jetzt in den von den Städten entlegenen Dörfern West-Istriens und bei den



Bäuerin aus Martinšćica auf Cherfo am Feiertag und Bauer von der Insel Beglia.

Tschitschen aus Hausleimwand oder aus Wolltuch gefertigt. Die ganze Oberkleidung, die männliche sowohl — weiße bis zu den Knöcheln reichende Hosen, dunkle Weste, dunkler langer Rock ohne Ärmel, dunkles kurzes Röckchen mit Ärmeln, hier und da weiße Kniehosen und dann schwarze Gamaschen — als auch die weibliche — ječerma, ein vielfach durchsticktes, einem Regenmantel ähnliches Gewand mit einem mit Messingknöpfen besetzten Gürtel — besteht an Sonn- und Feiertagen aus Wollentuch.

Die Lebensweise der auf den Inseln lebenden Kroaten unterscheidet sich von dem vorgeführten Bilde nur insoferne, als es neben den sehr fleißigen Landleuten auch etliche Matrosen und Fischer gibt, und daß die Weiber, besonders die von Cherso, die Schafwolle nicht so sehr für das Haustuch vorbereiten, sondern sie durchwegs zu Strümpfen und Jacken sowohl für eigenen Gebrauch als auch für den Verkauf verstricken. Sowohl die Männer als die Frauen auf der Insel Veglia tragen Anzüge aus Hausleinwand, die Oberkleidung von schwarzer Farbe. Vielfach findet man bei den Männern noch breite Hosen und einen kurzen, engen braunen Rock. Die Weiber tragen Röcke und Nieder, auf dem Kopfe einen Hut mit breiten Krämpfen. Auf der Insel Cherso ist die Tracht verschiedenartig, in einigen Orten besonders die weibliche recht malerisch. Die in einen Kranz zusammengelochtenen Haare bindet die Bewohnerin der Insel Cherso mit einem rothen Kopftuch; sie trägt ein weißes Hemd mit gesticktem Ärmelbesatz, darüber eine rothe Weste und einen kurzen bunten Kittel, um den Hals drei bis vier Perlenreihen und ein Rosmarinfräußchen auf der Brust.

Eine ähnliche Beschäftigung wie die der Inselbewohner finden wir bei den Bewohnern der Ostküste der istrischen Halbinsel, in Berseč, Mošćenice, Lovran und Vepřinac, wo die Weiber das Feld bebauen, die Wolle zubereiten und verarbeiten, während sich die Männer größtentheils auf das Meer begeben. Die von Boloska und Dpatija (Abbazia) waren früher fast ausschließlich Matrosen; dies ist noch jetzt bei der Mehrzahl der Fall, während die übrigen auf andere Weise dem täglichen Brod nachgehen. Unter den Kroaten Istriens findet man die meisten Professionisten in Kastav (Castua). Doch ist dies nicht ihre ausschließliche Beschäftigung, sie sind beinahe durchwegs auch Ackerbauer. Freilich ist der Boden, wo sozusagen jede handvoll Erde ausgenützt wird, zwar gut bebaut, aber steinig und so karg bemessen, daß das Erträgniß kaum für ein halbes Jahr ausreicht und sie sich daher auch mit Handwerken beschäftigen müssen. Ihr Fleiß und ihre Ehrlichkeit machen sie allgemein beliebt; viele verdingen sich als Faßbinder, welche in Boloska die Schiffe mit Weinfässern beladen und nach verschiedenen Gegenden West-Istriens und nach Dalmatien fahren. Daheim besorgen sie die schwierigeren Feldarbeiten und überlassen die leichteren den Frauen und den Töchtern, die einerseits an Fleiß die Männer sogar übertreffen, andererseits aber an Sonn- und Feiertagen so städtisch angezogen sind, daß man in ihnen die Arbeiterinnen und Lastenträgerinnen der Woche kaum erkennt.

Auch die Karstbewohner, die sogenannten Tschitschen, sind aus demselben Grunde auf andere Erwerbsquellen angewiesen. Während die Weiber die wenigen Thäler und Dolinen bebauen, sind die Männer entweder Schafhirten oder Kohlenbrenner in den Resten der Wälder. Die Kohle verkaufen sie in den Städten, vorzugsweise in Triest und in Fiume. Vier bis sechs, auch acht Stunden weit treiben sie ihre mit Kohlenfäcken belasteten

Maulthiere. Wegen Holz Mangels begannen sie in den letzten Jahrzehnten den Essighandel in nahen und fernen Provinzen der Monarchie, ja bis nach Deutschland.

Hier sind noch die slovenischen Šavrinke aus den Gerichtsbezirken Pirano und Capodistria, sowie die Bewohnerinnen der Triester Umgebung zu erwähnen. Täglich sieht man sie in Pirano und Buje, meist aber in Capodistria und Triest. Für nachlässig gilt die Hausfrau, die nicht gerne oder die nicht täglich den Markt besucht. Die Šavrinke steht schon um drei oder vier Uhr auf, um mit ihrer Waare — Obst, Brennholz, Milch



Der Tschitsche auf dem Markt sammt Maulthier.

und Brod — die sie einem Esel und sich selbst aufbürdet, oft mehrere Stunden weit zu gehen. Meist spät kehrt sie heim, um dann tief in die Nacht für den nächsten Tag Vorbereitungen zu treffen, Sauerteig zu machen und Brod zu backen, um ja zeitlich früh aufstehen und sich auf den Weg begeben zu können. Wegen dieser ihrer keineswegs alt-herkömmlichen Beschäftigung tragen sie eine eigene leichtere Kleidung und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Istrianerinnen, wiewohl man bei den älteren Weibern noch immer die wollene ječerma sieht.

Gehen wir nun zu dem Leben der Slaven Istriens an Sonn- und Feiertagen, bei Wallfahrten und sonstigen Festlichkeiten über. Wenn auch die meisten sehr weit zur Kirche haben, so kommen sie doch jeden Sonn- und Feiertag zur Messe. Rein und sauber, so gut

als möglich angezogen, mit Blumensträußchen auf der Brust, auf der Klappe oder in der Hand, sieht man sie aus ihren zerstreut stehenden Weilern zur Pfarrkirche eilen. Vor und nach dem Gottesdienst begrüßen sie sich, Männer wie Frauen, gegenseitig mit Worten oder (besonders in Süd-Isrien) auch mit Händedruck und Kuß. In der Kirche wohnen sie andächtig dem Gottesdienst bei, hören mit besonderer Befriedigung die Epistel und das Evangelium, in einigen Gegenden auch Alles, was der Geistliche „nach uralter Sitte“ in altslavischer, beziehungsweise kroatischer Sprache singt; sie merken auf die Predigt, die Vielen, besonders den Bejahrten beinahe die einzige geistige Nahrung ist. Des Lesens Unkundige halten in der Kirche den Rosenkranz in der Hand. Haben sie lesen gelernt, so bedienen sie sich am häufigsten des vom Bischof Georg Dobrila herausgegebenen Gebetbuches „Olče budi volja tvoja“. Die jetzige Jugend würde sich schämen, dieses Gebetbuch nicht zu haben. Sie bringen es schon auf irgend eine, wenn auch mechanische Art im Lesen so weit, daß sie dasselbe in der Kirche gebrauchen können. Ein einziges lesenskundiges Mädchen genügt für ein ganzes Dorf, an Sonntagen lernen von ihr auch die anderen.

Nach dem vormittägigen Gottesdienst verbleiben die Männer vor der Kirche oder sie versammeln sich auf irgend einem andern Plage im Ort, um den klic zu vernehmen, nämlich die Kundmachungen der weltlichen Obrigkeiten, betreffend die Waldabsteckungen, Recrutenaushreibungen und überhaupt Alles, was zur Gemeindepflicht gehört. Das ist dann der Hauptgegenstand des Tagesgesprächs, der Erwägung und Auseinandersetzung, zuweilen auch des Streites der betreffenden Bewohner. Viele kehren nach Hause zurück, um dann Nachmittags wieder zum Segen oder zur Vesper zu erscheinen. Die Entfernteren verbleiben im Orte, erzählen sich in der Regel auf öffentlichem Plage unter der Linde gegenseitig ihre Geschicke und Mißgeschicke und erfahren die Tagesneuigkeiten aus dem Munde irgend eines Bürgers; eventuell verrichten sie ihre Angelegenheiten beim Pfarrer, bei der weltlichen Obrigkeit, wenn sich solche im Orte vorfindet, und ihre privaten Geschäfte. Einige gehen ins Wirthshaus und erwarten daselbst die Vesper. Hier und da besteht die Sitte, den Nachmittag Kugeln zu werfen, mit italienischen Karten „Briscola“ oder „Trefette“ zu spielen oder zu tanzen. Neugierige versammeln sich in der čitaonica oder um solche, welche die „Naša Sloga“, ein für istrianische Kroaten in Triest erscheinendes Blatt, oder die „Edinost“ lesen, welches Blatt gleichfalls in Triest für Slovenen redigirt wird. In der čitaonica (Lesevereine) erscheinen auch viele Landleute, um entweder ein schönes Lied, eine Declamation oder eine Rede anzuhören, überhaupt um das Herz zu bilden und das Wissen zu bereichern oder auch der Unterhaltung wegen.

Mit den Sonntagen sind häufig die Kirchtage und Jahrmärkte verbunden. Da finden sich Kaufleute aus nahen und fernen Städten ein; die Heimischen strömen von allen

Seiten zu Kauf und Verkauf zusammen, viele auch, um dem Gottesdienst beizuwohnen oder um den Markt zu sehen, Verwandte zu treffen, Freunde und Bekannte zu begrüßen und mit ihnen ein Glas auf wechselseitige Gesundheit zu leeren, um zu plaudern und um



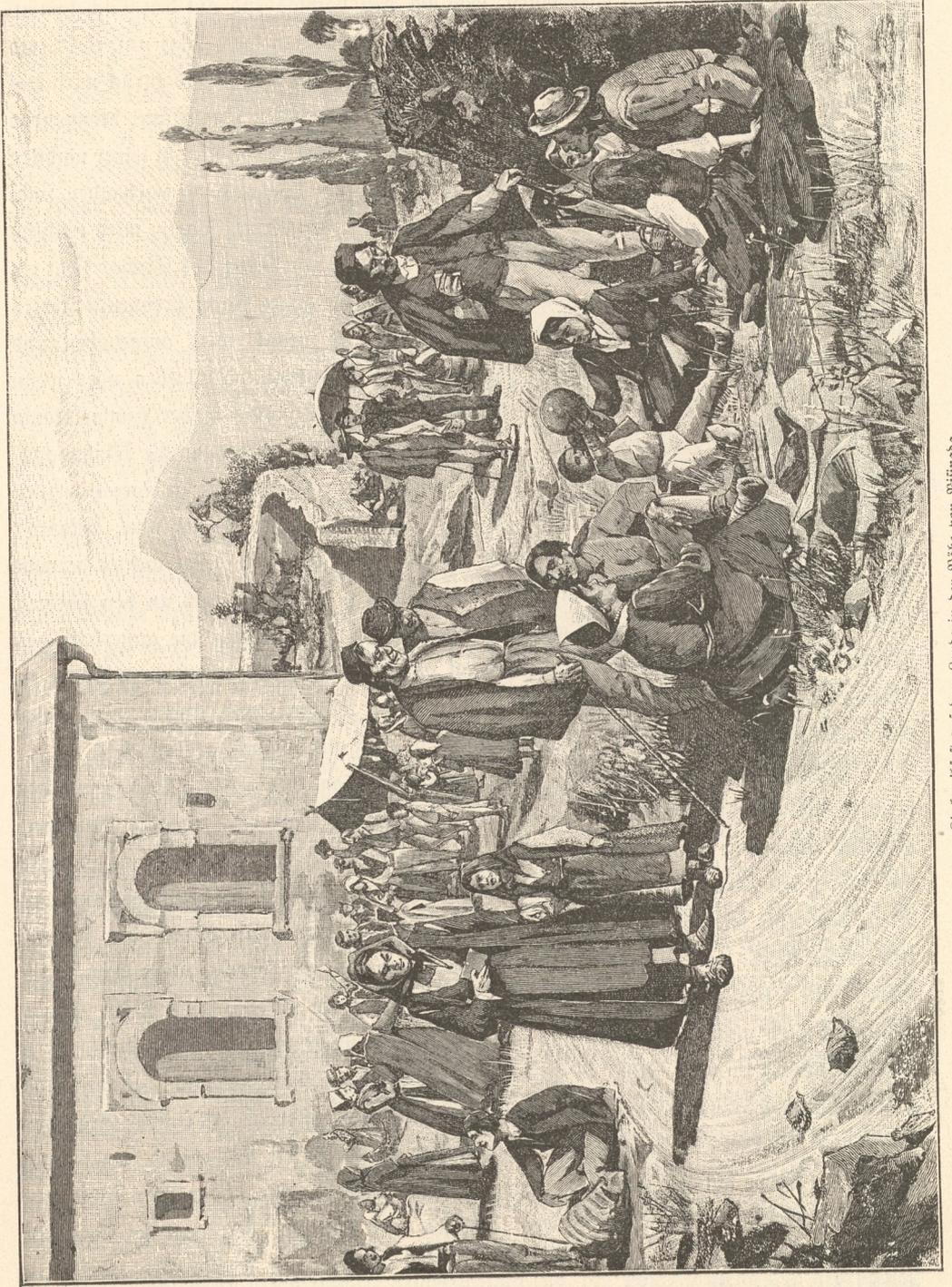
Bäuerin aus dem Bezirk Capodistria mit Korb und Milchgefäß.

zweistimmige Heldenlieder (bugarija) anzustimmen. Für die Jugend ist aber die Hauptunterhaltung der Tanz, ohne den man sich einen Kirchtag oder Jahrmart nicht denken kann. In der Regel tanzt man im Freien und am häufigsten den beliebten kroatischen Nationaltanz „kolo“, wobei die Musikanten auf einem höher und einem tiefer gestimmten

klarinetähnlichen Instrument (sopila) oder auf dem Dudelsack spielen; jetzt sieht man hier und da wohl auch die Violine. Bald bewegt sich das Paar auf demselben Punkte im Kreise herum, bald ergreift der Tänzer die Rechte der Tänzerin und dreht sie nach links; bald tanzen sie einzeln, um sich wieder paarweise oder zu mehreren Paaren zusammenzufinden, oder es bilden alle einen Kreis. Außer dem „kolo“ sieht man hier und da auch die Polka und den Walzer tanzen. Der Tanz dauert in der Regel nur tagsüber, da die weibliche Jugend am Abend zu Hause sein muß, manchmal auch in die Nacht hinein, meist irgendwo unter einem Dache.

Nach dem Gottesdienst werden Speisen und Getränke feilgeboten. Ganze Kasträume werden im Freien gebraten, Brod, Obst, Süßigkeiten verkauft, Weine ausgeschenkt; man lagert in kreisförmigen Gruppen am Boden, genießt ohne Gabel und Messer den gebratenen Kastrau mit Brod, trinkt den Wein aus dem gemeinsamen Krug, der von Hand zu Hand gereicht wird. Erscheint ein Neuangekommener, so trinkt man auf sein Wohl und überreicht ihm den Krug, den er dann dankend wiederum in den Kreis stellt. Auch einzelne Gruppen begrüßen sich gegenseitig durch Austausch der Krüge. Die Jugend verbleibt nur kurze Zeit in diesen Gruppen, die Musik zieht sie in den Tanzkreis. Die Unterhaltung wird immer lebhafter, fröhliche Lieder und Bugarien erschallen von allen Seiten.

Manche Lebensäußerung dieser Slaven knüpft sich an die periodische Wiederkehr der Kirchenfeiertage, sowie an die Spendung und den Empfang der heiligen Sacramente. In der Adventzeit gehen sie sehr gerne zu den Korate-Messen (zornice). Wie bei anderen christlichen Völkern ist auch bei ihnen der größte Feiertag das Fest der Geburt Christi (Božic), der Weihnachtsfeiertag. Vorbereitungen für diesen werden schon mehrere Tage vorher getroffen. Es wird genäht, gewaschen, Kleidung und Wäsche vorbereitet, Haus und Hof gereinigt und für eine bessere und reichlichere Nahrung vorgesorgt. Am fleißigsten arbeitet man am Weihnachtsabend. Vor dem Sonnenaufgang schmücken sie Haus und Hof mit Lorbeer- oder Ölbaumzweigen oder überhaupt mit etwas Grünem, denn es schützt dies, meinen sie, gegen den Blitz. Dieser Brauch, sowie die Bezeichnung für den Weihnachtsabend, badnjak von bdjeti-vigilare, dürfte aus der Heidenzeit stammen. Die Sonne, welche die alten Slaven göttlich verehrten, erwacht an diesem Tage sozusagen aus dem Schläfe und der Tag beginnt zu wachsen. Der Vater der Sonne war aber Perun der Donnergott. Diesem Gott, der wenigstens jetzt in den Volksliedern mit dem heiligen Elias verwechselt wird, war der Eichenbaum geheiligt, und noch heutzutage pflegt man am Weihnachtsabend einen großen Eichenbaumstoc (božičnjak oder badnjak) auf den Feuerherd zu legen und ihn für die Zubereitung des Abendessens anzuzünden. Er brennt oder glimmt dann die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag, ja an vielen Orten wird darauf gesehen, ihn durch volle acht Tage im glimmenden Zustand zu erhalten. Dem



Kirchweihfest auf dem Lande in der Nähe von Sijimaba.

„badnjak“ wird von Allem dargeboten, was am Weihnachtsabend auf den Tisch kommt, und zwar von jedem Familiengliede, indem eines dem anderen sagt: „daj mu, daj“ (gib ihm, gib!). Vor und nach dem Abendessen, auf dem Wege zur Kirche und zurück wird aus Pistolen geschossen. Um den auf dem Herde, der alten heidnischen Opferstätte, brennenden Eichenbaumstocck wird gekocht, gebacken und gebraten; auf dem Herde oder in seiner nächsten Nähe, jedenfalls aber in der Küche, auch wenn mehrere Wohnräume vorhanden sind, versammeln sich alle Einwohner des Hauses zum gemeinsamen Gebet; sodann wird reichlich gegessen, da man den ganzen Tag über gefastet hat. In der Mitte des Tisches liegt ein Laib Brod, in welchen drei bis zum Spätabend oder die ganze Nacht brennende Kerzen gesteckt sind. Dies Ahnenbrod (didnjak), wie man es nennt, wird aufgehoben und bröckenweise den Schafen und Kühen gegeben, wenn sie lammen oder kalben oder wenn sie erkrankt sind. Nach dem Essen wird gesungen: „Es wurde geboren der Himmelskönig von der unbefleckten Jungfrau Maria“ und die Jugend führt eigenthümliche Weihnachts-spiele auf. Es werden nämlich Mehl- oder Kleienhäufchen gebildet und in eines derselben wird eine Münze versteckt. Derjenige, der das richtige Häufchen herausfindet, bekommt auch die Münze. Am Weihnachtstag selbst ist man reichlicher und besser und es herrscht der Brauch, weder die Verwandten noch die Nachbarn zu besuchen, was an den übrigen Feiertagen zu geschehen pflegt. Dagegen erscheint an einem Feiertage die außerhalb des Hauses verheiratete Tochter mit ihrem Mann und etwaigen Kindern bei ihren Eltern zu Mittag als Gast, nachdem sie am Weihnachtsabend der Mutter einen feineren, dem Vater einen gewöhnlichen Laib Brod, selbstverständlich so groß als möglich, gebracht hat.

Während der Weihnachtstage, vorzugsweise am Tage des heiligen Stefan und der heiligen drei Könige werden die „Koleden“ veranstaltet. Eine oder mehrere Gruppen, meistens erwachsene Jugend, hier und da auch Männer, ziehen im Dorfe von Haus zu Haus und singen vor jeder Thür ein Weihnachtslied, wofür sie reichlich beschenkt und auch mit Wein bewirthet werden. Einer der Sänger bedankt sich dafür und wünscht der Familie eine reiche Wein- und Olivenlese und überhaupt eine ergiebige Frucht, sowie beständiges Glück. Mit „Tako budi!“ (So geschehe es!) begleiten die übrigen seine Rede. Etwas Ähnliches wird auch am Neujahrstag von den Kindern unternommen. Diese stecken einen Rosmarinzweig in einen Apfel, in dem sich Kreuzer oder Zehnkreuzerstücke befinden, und gehen damit von Haus zu Haus, glückwünschend und Gaben erslehend. In einigen Gegenden schickt man die Kleinen am Tage der unschuldigen Kinder in die Weinberge, wo sie mit Ruthen die Reben schlagen und dabei singen: „Trage, trage Früchte, schöne Rebe, sonst haue ich dir den Kopf ab.“ Am Tage vor den „heiligen drei Königen“ besprengt der Geistliche alle, wenn auch noch so zerstreuten Häuser seiner Pfarre mit Weihwasser, wofür er Geschenke erhält. Übrigens sucht an diesem Tage jedes Haus Weihwasser zu bekommen,

und in einigen Orten besprengt damit das Familienhaupt Haus, Stallung und Feld. Das übrige wird sorgsam aufbewahrt, um es gelegentlich bei Kranken oder Todten zu verwenden.

Ein altes und zugleich das einzige mit keiner Kirchenfeier verbundene Fest ist der Fasching (poklade, pust), der in ganz Istrien mehr oder minder, manchmal nur allzu üppig gefeiert wird. Am Faschingmontag ziehen Gruppen von männlichen Tänzern durch die Dörfer, mancher schön maskirt, andere verunstaltet, mit Hörnern auf dem Kopf oder mit drei bis vier Kilogramm schweren Glocken um den Gürtel, deßhalb Glöckner (zvončari) genannt, in einer Hand einen kräftigen Stock, in der anderen ein Säckchen Aße. Sie tanzen, treiben Scherze, raufen sich mit ähnlichen zusammentreffenden Scharen, bewerfen Weiber und die vor ihnen fliehenden Kinder mit Aße. Einer von ihnen schleppt gewöhnlich ein in garstige Fegen gekleidetes menschenähnliches Gebilde, den Pust, der am folgenden Tage oder am Aßermittwoch begraben oder verbrannt wird. (Um Görz und Agram wirft man ihn ins Wasser.) Es wird auch dies heidnischen Ursprungs sein und erinnert an die ehemalige Begrabung, Verbrennung oder Ertränkung der Morana oder Mora, der Göttin der Nacht, der Finsterniß, des Winters und des Todes, welche noch heutzutage im Volke lebt als diejenige, die Nachts auf Menschen sitzt, sie drückt, würgt und ihr Blut saugt und deren Gehilfe Mrak (Dämmerung) den Eltern in der Dämmerung gestohlene kleine Kinder bringt. Die Kräfte dieser Göttin beginnen schon am Weihnachtsabend zu schwinden, das Licht und die Sonne bekommen in dem Frühlings-Aequinoctium, das beiläufig gegen den Schluß des Faschings fällt, die Oberhand. In einigen Gegenden, namentlich auch bei den „Romänen“ am westlichen Fuße des Učka-Gebirges wird der Schluß des Winters um die Hälfte der Fastenzeit, welche unter dem Namen „Pilibaba“ vorkommt, gefeiert.

Die Fasten werden streng gehalten. Es gibt viele, die von Gloria in excelsis am Gründonnerstag bis zu Gloria in excelsis am Charfamtstag gar nichts genießen oder sich mit Fasten bei Wasser und Brod begnügen. Wenn am Charfamtstag die Glocken zu läuten beginnen, eilt Alles, was nicht beim Gottesdienst ist, jede Arbeit im Stich lassend, zum nächstbesten Wasser, um sich das Gesicht zu waschen. „Die Sonne erwärmt und wäscht uns die Sünden ab“, heißt es im Volkslied, und was einst die Sonne war, das ist jetzt das Auferstehungsfest (Uskrs). In der Kirche sieht man während der ganzen Charwoche zahlreiche Andächtige, besonders bei der Absingung der Passion (Muka), was in der Volkssprache geschieht, dann bei den Matutinen (Jutrnje) und Vespere (Večrnje) und in den letzten drei Tagen vor dem heiligen Grabe. Vor Ostern verrichten alle Erwachsenen die Beichte. Zur Auferstehung, in der Regel frühmorgens, erscheinen besonders zahlreich Mädchen und Jünglinge mit Blumen geschmückt. Nach dem Gottesdienst ist die Weihe des Brodes (pogača), des gefochten Schweineschinkens, des Lammbratens und gebratener junger Truthühner, des Knoblauchs oder Arens, der Erstlinge des Feldes, wie überhaupt

auch die Lämmer und Truthühner Erstlinge sein müssen, die in alten Zeiten, wie uns die Volkslieder erzählen, zur Zeit des Frühjahrs-Äquinoctiums dem Sonnengott geopfert wurden. Nach der Weihe des Brodes und der Erstlinge versammeln sich alle Familienglieder zum Gebet und bewirthen sich mit den gesegneten Speisen. Die Überbleibsel, wie Knochen, Eierschalen, Brofsamen wirft man ins Feuer, daß sie verbrennen, oder ins Wasser, um es zu klären, oder aufs Krautfeld, daß es besser gedeihe.

Am Frohnleichnamstag (tielova) erscheint, die Hausfrau ausgenommen, Alles was sich überhaupt auf den Füßen bewegen kann, zur Procession, geschmückt mit Blumen, die Weiber mit Sträußchen von Blumen und Gräsern aller Arten. Vor dem Umzug streuen sie kniend und sich auf die Brust klopfend diese Sträußchen in der Kirche und vor derselben, wo der Geistliche mit dem Sacramente gefolgt vom Volke sich bewegt, damit er auf sie trete oder sie wenigstens berühre und dadurch segne. Sorgsam heben sie dieselben dann auf, räuchern gelegentlich Kranke damit und streuen sie bei drohendem Ungewitter vor die Hausthür. Das Gleiche geschieht mit den Olivenästen, die vom Segen am Palmsonntag nach Hause gebracht wurden und deren einer gewöhnlich oberhalb des Ehebetts hängt. Die letzten Jahresfeiertage sind das Johannis- und das Peter- und Paulfest, die Zeit des Sommer-Solstitiums, zu der die Sonne in der heidnischen Zeit am meisten gefeiert wurde. Am Vorabend oder am Abend dieser Tage zündet jedes Dorf auf Hügeln ein Freudenfeuer (kries) an, wofür die Knaben schon einige Wochen früher das Brennmaterial zusammentragen. Das Volk, besonders das jüngere, versammelt sich um diese Feuer, jauchzt, singt und springt über dieselben, wenn die Flammen sich etwas gelegt haben.

Betrachten wir nun die Gewohnheit des einzelnen Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Wegen der Übersicht wird uns dabei der Empfang der heiligen Sacramente am besten leiten. Die Unfruchtbarkeit einer slavischen Frau in Istrien hält man für eine Strafe Gottes, ja es kann für sie kein größeres Übel geben, als kinderlos zu sein. Das letztere ist auch selten der Fall. Fühlt sie die Geburtszeit herannahen, so geht sie in der Regel zur Beichte und Communion und betet zur Mutter Gottes für eine glückliche Entbindung. Stellen sich die Geburtswehen ein, so legt sie sich ins Bett, welches, wenn es in der Wohnstube steht, verhängt wird. Dorthin hat nun Niemand, selbst der Mann nicht, den Zutritt, einzig und allein ein gesetzteres Dorfweib — oft keine geprüfte Hebamme, da slavische Frauen solche nicht gerne sehen —, welches sie bedient. Ist das neugeborene Kind ein Knabe, so freut sich darüber insbesondere der Mann; es wird so bald als möglich, auch im Winter und im Regenwetter, in die oft weit entfernte Kirche vom Vater und Pathen begleitet zur Taufe getragen. Der Pathen ist in der Regel ein Verwandter; ist dies nicht der Fall, so wird eben dadurch geistige Verwandtschaft begründet, welche nach der Taufe ein zwischen dem Vater des Kindes und dem neuen Pathen gewechselter Kuß fürs ganze

Leben besiegelt. Bei dem Tauffchmaus trinkt man der Wöchnerin und dem Kinde zu, welchem man wünscht, daß es gut und des Großvaters, respective der Großmutter würdig werde; man heißt es Engel und beschenkt es, wohin es gebracht wird. Auch die Wöchnerin kommt mit dem Kinde zum Tisch, dankt dem Pathen und sagt, auf das Kind zeigend: „Ohne dieses wären wir heute nicht so fröhlich“. Sie genießt das Beste, was man im Hause bekommt, und trinkt den besten Wein. Einige Wochen bewegt sie sich in bloßen Strümpfen, ohne Schuhe, nur im Hause herum ohne auszugehen; fühlt sie sich endlich stark genug, die Hausarbeiten zu verrichten, so begibt sie sich mit Geschenken zum Pfarrer, der sie segnet und in die Kirche einführt, wo sie einer Messe beiwohnt und zur Ehre der Mutter Gottes eine Kerze anzündet.

Am charakteristischsten sind die Hochzeitsgebräuche. Mit dem achtzehnten Jahre tritt in vielen Gegenden Istriens der Knabe in den Kreis der reifen Jugend ein, um mit dieser das Dorf und namentlich die Mädchen vor der Jugend der Nachbardörfer zu schüßen, Abends mit den Kameraden die Mädchen im Dorfe zu besuchen, mit ihnen, in Gegenwart der Eltern, zu plaudern, zu scherzen und zu singen. Um zu diesem Rechte zu gelangen, muß er eines Abends die Dorfburschen bewirthen, sonst wird er, ertappt bei Mädchenbesuchen, wie ein unmündiges Kind behandelt und nach Hause geschickt. Diese Aufnahme in den Kreis der reifen Jugend wird in manchen Orten Bruderschaft genannt, und der neu Eintretende heißt von diesem Tage an „junger Bruder“ und erst später, wenn ihm ein älterer die Rechte und Pflichten auseinandergesetzt hat, „Bruder“.

Schon bei den erwähnten Hausbesuchen oder bei sonst sich anbietender Gelegenheit erwählt sich der Jüngling seine zukünftige Gefährtin, am liebsten unter seinesgleichen, wie das Lied sagt: „Eine Chersinerin nimmt keinen Adeligen und ein Luffinianer zieht eine Einheimische jeder venetianischen Dame vor.“ Seine Absichten gibt der Jüngling selbst dem Mädchen nicht kund, und früher geschah es sogar, daß die Mutter, wie auch das Volkslied lautet, ihre Tochter schon in der Wiege verlobte. Zuerst vertraut er sich seinen Eltern an, auf deren Zustimmung besonders gesehen wird, während diese wieder darauf achten, daß es ein Mädchen „gesunden Blutes und guter Mutter ist“, denn, „wie die Mutter spinnt, so webt die Tochter“, oder „beim Pferde sieht man auf den Gang, beim Mädchen auf den Stamm“, ob sie sich gut aufführt und fleißig arbeitet. Dann beginnt die Werbung, wobei wiederum die Eltern des Mädchens vorzugsweise auf „gesundes Familienblut“ achten. Die ersten Schritte unternimmt meist irgend eine alte entfernte Verwandte des Jünglings und untersucht von der Seite das Terrain. Fällt dies nach ihrer Meinung günstig aus, so begeben sich einige ältere Verwandte, in der Regel der Oheim oder auch der Vater ins Haus des Mädchens, um direct anzufragen. In einigen Gegenden kommen Sonntags die Freier zu Pferde und fragen vor dem Hause, ohne abzustiegen, an.

Am folgenden Mittwoch gelangt schon eine Art Antwort mit dem Sträußchen, das das Mädchen, wenn es eingewilligt hat, dem Jünglinge zuschickt, andernfalls erhält er einen Vermuthzweig. Bei günstiger Antwort erscheinen nun die Freier mit dem Jüngling am nächsten Sonntag wiederum und treten in das Haus ein, wo man bei reichlichem Mahle das Erforderliche bespricht. Die Hausfrau ist nicht bei Tische, sie erkundigt sich nur zeitweilig, ob Alles in Ordnung sei, so auch die Braut, die sich geschäftig hin und her bewegt, sich scheinbar um die Sache nicht kümmernd. Auch der Bräutigam spricht wenig. Beim Mahle wird der Tag der Trauung und die Mitgift, die meistens aus einer Kiste Kleider und Wäsche, aus einem neuen Rock und den Geschenken des Bräutigams besteht, festgesetzt. Schon jetzt schenkt er ihr ein Tüchel oder ein silbernes Erinnerungszeichen, das sie auf der Brust trägt, während sie etwas verlegen den Verlobten und die Freier mit trockenen Blumen bekränzt, welche bis zur vollendeten Trauung getragen werden. In einigen Gegenden ergreifen Braut und Bräutigam die Weingläser, leeren sie aus und stoßen dann mit ihnen so stark zusammen, daß sie in Scherben zerspringen; dies nennen sie die Verlobung (vjeritba). Um Castua herum bekommt die Braut statt der Kleiderkiste einen polirten Kleiderkasten, ein Ehebett, Wäsche und Kleidung, manchmal auch Geld. Hier ist es auch üblich, der Braut Ringe zu kaufen, und bei dieser Gelegenheit feiert man das Verlobungsfest (obečki) mit dem erwähnten Mahle. Die Braut pflegt manchmal vor der Trauung in das Haus ihres Verlobten auf die Brautschau (na oglede) zu kommen. Am Vorabend vor der Trauung wird die Brautausstattung abgeholt, die in Gegenwart von Hochzeitszeugen von den Mäherinnen geschätzt wird. Die Werthe von zehn Gulden verzeichnete man früher auf Kerbholz mit Kreuzen (Zehnern), für jede Partei war die Hälfte dieses Kerbholzes zur Verfügung; jetzt schreibt man sie in der Regel auf. Schon jetzt wird gesungen, geschossen, Alles freut sich, denn die Hochzeit, die überall, je nach den Mitteln, ein oder mehrere Tage dauert, hat begonnen. Nur bei Witwen und Witvern ist Alles einfacher.

Die verschiedenartig bekränzten Gäste des Bräutigams holen am Morgen des Trauungstages theils zu Fuß, theils zu Pferde die Braut ab, wobei sie singen: „Wir gehen und wir reisen, zu Pferd und auf guten Füßen.“ Besonders schöne Brautführung sieht man noch jetzt bei den Slaven im Bezirke Pola und Parenzo. Voran geht der Älteste (stari svat) oder der Fahnenführer (barjaktar), in der Regel ein unverheirateter Verwandter des Bräutigams. Er trägt auf einer langen Stange eine aus verschiedenfarbiger Leinwand zusammengenähte Fahne (barjak, daher sein Name) und darauf einen Hauskolatschen (radförmiges Brod) mit einem großen Apfel an der Spitze. Die Gäste, vor Allem der Barjaktar, klopfen, beim Hause der Braut angelangt, öfters an die Thür; allein drinnen wird gesungen, so laut als möglich gesprochen, gelacht, geräuschvoll hin und her gegangen,

auf den Hausmühlen gemahlen, um ja das Klopfen und Rufen zu überhören. Da aber das Klopfen und Rufen von draußen kein Ende nehmen will, fragt endlich eine Stimme, wer da wäre und was er wünsche. Einer der Gäste, in der Regel der Älteste oder Barjaktar, antwortet, sie wünschen eine Rose aus dem Garten oder eine Hirschkuh aus dem Hain. So beginnen die Verhandlungen zwischen den Gästen von drinnen und draußen und dauern fort, bis man ihnen zuerst ein älteres Weib herausgibt, später ein jüngeres, ja auch die Brautjungfer (podruka); Alles wird gern angenommen, allein sie wollen noch eine haben. „Eine barfüßige ist noch da“, wird ihnen erwidert. Endlich erscheint die Braut. „Das ist die richtige, wir wollen sie anziehen,“ tönt es ihr entgegen, und der Brautführer bietet ihr Strümpfe und feinere Schuhe an (öfters mit einer Silbermünze darin), die sie selbst anzieht. Der Bräutigam beschenkt auch die Brautmutter und alle Heimischen mit Schuhen oder mit irgend einer anderen Sache. Auf einen auf eine Stange über dem Dach oder auf die Spitze eines Baumes gesteckten Apfel zielt einer der Hochzeitsgäste des Bräutigams; es ist eine Schande für sie alle, wenn er fehlschießt. Nun erscheint die Braut mit einem Kranz auf dem Kopfe und einem, anderswo drei Äpfeln in der Hand, die sie auf den Bräutigam, der sich scheinbar mit der Fahne zu decken sucht, wirft. Ob sie getroffen oder nicht getroffen, er hebt die Äpfel auf, um sie nach vollendeter Trauung gemeinsam mit dem ihm angetrauten Weibe zu verzehren. Jetzt übernimmt er ihre Führung, früher that dies sein Brautführer, meistens der Bruder, während er mit der Brautjungfer (des Pathen Frau oder Schwester) zur Kirche ging. Über das Dach der Kirche oder des Hauses, wohin man die junge Frau führt, wird manchmal ein Kolatsch geworfen, auch streut man vor der Kirche und auf dem Rückwege Laibchen und Brodbrocken aus, um die sich die Kinder balgen. Leute werden mit Confetti beworfen, es wird geschossen, gesungen, auf der beliebten nationalen Doppelflöte gespielt und im Pfarrdorfe beginnt der Tanz. Der Hochzeitsvater (domaćina oder starješina), ein älterer, vom Hausherrn aus der Verwandtschaft dazu auserlesener Gast betet nun vor, segnet die Speisen, ergreift zum ersten Trinkspruch den Krug, reicht ihn dem nächsten und ein Jeder trinkt auf das Wohl (zdravica) der Neuvermählten. Mit dieser zdravica ist das Amt des Hochzeitsvaters zu Ende; „der alte Gast“ (stari svat) übernimmt nun die Leitung und Führung der Gesellschaft und sorgt, unterstützt vom Stellvertreter (nastačija), für Trinksprüche, Lebhaftigkeit und Ordnung. Zuweilen kommt auf den Tisch auch ein Blumenstrauß und ein Laib, in dem Messer und Gabel stecken. Beides steht vor den Neugetrauten und der Brautführer und die Brautjungfer haben achtzugeben, daß kein Gast es stiehlt. Man freut sich, wenn dies gelingt; die Wächter suchen es jedoch auf jede Art zurückzubekommen. Das wiederholt sich auch abends, sei es im Hause der Braut oder des Bräutigams; zuletzt wird aber der Blumenstrauß zerrissen — die Blume ist dahin.

Nach dem Essen geht die Braut, begleitet von einigen Freundinnen, ins Dorf, begrüßt und küßt ihre bisherigen Nachbarinnen und beschenkt sie mit Kolatschen. Unmittelbar vor dem Auseinandergehen begibt sich das junge Paar mit den Eltern ins Zimmer, kniet auf ein in der Mitte desselben ausgebreitetes Leintuch und erhält insbesondere die junge Frau gute Lehren für die Zukunft. Zuletzt empfangen sie den Segen und küssen sich. Beim Abschied bekommt die Braut Löffel, Messer und Gabel, einen Krug Wein und den Spinnrocken mit einem großen Flachsbündel als Zeichen, daß auch sie dem Beispiel ihrer Mutter folgend für die Ihrigen zu spinnen habe. Spät in der Nacht geht man auseinander, zu Pferde oder zu Fuß, mit oder ohne Begleitung der Angehörigen. Der Barjaktar tritt wiederum an die Spitze der Hochzeitsgäste, der alte Gast aber trägt den Weinkrug, hält einen Feden unterwegs auf und reicht ihm denselben, gerade so wie in der Früh beim Abholen der Braut ein Weib Feden, der ihnen entgegenkam, mit Brod beschenkte. Wird die junge Frau aus dem Dorfe geführt, so stößt man in manchen Orten auf Hindernisse. An einer engen Stelle am Ausgang des Dorfes wird von den Burjschen Stroh angezündet und der Weg versperrt; sie wollen nämlich, daß die aus dem Dorfe geführte junge Frau auf irgend eine Art abgekauft werde. Anderswo stellt man in die Mitte der Straße einen Tisch mit Wein und Cigarren, bewirthe mit die Gäste, insbesondere den jungen Mann, was von diesem mit Geld, vom „alten Gast“ aber mit Wein vergolten wird. Zur Ehre der Neuvermählten werden unterwegs verschiedene Liebeslieder und Heldengesänge angestimmt, in der Nähe der Wohnung und vor derselben jedoch regelmäßig: „Freue dich, du Heldemutter, dein Sohn bringt dir die grüne Föhre und ein rothes Gesichtchen.“ Niemand, weder die Mutter, noch ein Anderer, will hören, Niemand will wissen, was vor der gesperrten Thür vor sich geht. Jene bitten um Herberge: sie hätten unterwegs ein einjähriges Lämmchenpaar gefunden, das allen Anzeichen nach dem Hause angehöre. Für so Viele wäre nicht Platz, wird erwiedert und auf ähnliche Art wie früher beim Abholen der Braut gestritten, bis endlich die Thür geöffnet wird. Die Mutter des Bräutigams, oder lebt dieselbe nicht mehr, die Hausfrau, öffnet die Thür, wirft als erstes Geschenk ein Tuch um den Hals des neuen Paares, zieht beide gleichzeitig hinein und küßt sie. Anderswo begrüßt die Hausfrau die Braut schon an der Thürschwelle. Diese trinkt aus dem dargereichten Glase, wirft eine Münze hinein („hiti u kupu“), betritt die Küche, nimmt das erste beste Kind in die Hand, setzt sich mit ihm auf den Herd und herzt und beschenkt es. Der „alte Gast“ zeigt ihr dann die Räumlichkeiten, das Feldgeräth, die Hausmühle und macht sie überhaupt auf jede Hausarbeit aufmerksam. Der Bräutigam tritt aber hier und da auf einen Teppich, unter dem sich Messer, Pistole und Art befinden, und verspricht feierlich, mit diesen Waffen sein Weib bis zum Tode zu vertheidigen, sie nie gegen daselbe gebrauchen zu wollen. Nach dem Abendmahl, während dessen die Älteren gerne das

beliebte Lied: „Oj igralo zlato jabuko“ oder „Pojela je nevjestica prvi večerak“ anstimmen oder sich die Thaten der alten Nationalhelden erzählen und die Jugend wiederum tanzt, begibt man sich zur Ruhe. Am nächsten Morgen muß das junge Paar zuerst auf den Füßen sein, ohne Kranz, statt des scharlachrothen mit einem blauen Rock (modrina) angethan und überhaupt einfacher gekleidet. Selten, allein es kommt doch vor, erhält die junge Frau einen mit Messingnägeln beschlagenen Lederriemen mit dem Schlüsselbund als Zeichen der Hausfrau. In Gegenwart von Gästen muß sie Wasser holen, die Stube heiteren Gesichts wiederholt auskehren, da die Gäste, um ihre Geduld auf die Probe zu stellen, immer wieder dieselbe verunreinigen. Gleich ihrem Mann muß sie schon an diesem Tage Anderen dienen, mit den Gästen ihre neue Verwandtschaft besuchen, wenn sie auch stundenweit entfernt ist. Überall küßt sie die Hausfrau und überreicht ihr einen Kolatsch mit den üblichen Worten: „Ist die Gabe klein, so soll die Liebe größer sein.“ Dadurch schließen sie Freundschaft und versprechen sich gegenseitige Unterstützung. Zum Schluß der Hochzeit beschenkt die junge Frau alle Gäste mit schmackhaften Kolatschen, wofür sie dann von Jedem — meistens silberne — Geldstücke empfängt. Anderswo machen auf einer Gabel zwei Äpfel Kunde; in den einen stecken die Gäste eine silberne Geldmünze, den zweiten nehmen sie mit oder vertauschen ihn mit einer Orange. Hier und da bringt man den Verlobten vor der Hochzeit Geschenke, wie Fleisch, Brod, Weizen oder sonstige Eßwaaren.

Dergleichen Geschenke bekommt auch der Primiziant, wenn er, wie man sagt, mit der Kirche getraut wird, indem er sein erstes heiliges Messopfer darbringt. Eine Primiz ist etwas besonders Erfreuliches für den slavischen Landmann Istriens aber auch eine große Seltenheit, vorzugsweise für die westlichen Theile. Es ist daher auch erklärlich, daß aus Anlaß einer Primiz große Feierlichkeiten veranstaltet werden. Hunderte von Gästen versammeln sich; von diesen beschenkt und begleitet, begibt sich der Primiziant, in der Hand einen Blumenstrauß, in Procession in die Kirche. Von weit und breit strömt das Volk zusammen, im Glauben, daß das Gebet an solchen Tagen wirksamer sei, sowie um eine schöne Predigt zu hören. Die Primiz wird in der Regel am Sonntag abgehalten, die Feierlichkeiten beginnen jedoch schon Tags vorher und dauern manchmal eine volle Woche. Da gibt es Trinksprüche, Gesang und Tanz, den der Primiziant mit seiner Mutter oder einer Verwandten eröffnen muß.

Bei allem heiteren Sinn, den die Slaven bei vielen Gelegenheiten an den Tag legen, zeigen sie doch eine auffallende Ruhe, wenn ihnen die letzte Stunde naht. Die letzten Anordnungen bezüglich ihres Vermögens treffen sie in Gegenwart von Zeugen, meistens noch mündlich. Ärztliche Hilfe beanspruchen sie selten; man nimmt zu Hausmitteln Zuflucht oder zieht einen gewöhnlichen heilkundigen Mann oder ein Weib zu Rathe. Zerknirscht empfangen sie die Sacramente der heiligen Beichte, der heiligen Communion und der

letzten Ölung. Verwandte und Nachbarn erscheinen beim Kranken, um ihn noch einmal zu küssen, um für ihn zu beten und ihn mit Weihwasser zu besprengen. Hat der Sterbende die Seele ausgehaucht, so betet man und besprengt ihn und zeigt seinen Tod dem Pfarrer und der ganzen Verwandtschaft an, die sich zahlreich am Leichenbegängniß theilnimmt. Tragen die Verwandten sonst nicht immer Tuchkleidung, zum Leichenzuge, und wenn es Hochsommer wäre, müssen sie in solcher erscheinen, und die nahe Verwandtschaft trägt sie durch das ganze Jahr, die entfernteren und die Dorfbewohner nur durch einige Wochen. Die weibliche Verwandtschaft legt über den Tuchmantel einen schwarzen oder dunklen vom Kopf bis zu den Füßen reichenden Schleier. In Fursici, im Bezirk Pola, tragen die Weiber als Zeichen der Trauer ein Plaid um den Rücken; wo jedoch die städtische Tracht schon angenommen wurde, trägt man schwarze Kleider und schwarze Kopftücher. Schon während der Kranke in den letzten Zügen liegt, weinen die Weiber in der Stube, anfangs leise; hat er aber ausgerufen, so verfallen sie in lautes Klagen, waschen den Todten, legen ihm seinen besten Anzug an, werfen sich auf den Leichnam und bedecken ihn mit Küssen. Diese Wehklagen wiederholen sich von Zeit zu Zeit, so lange der Verstorbene auf dem Todtenbett ruht, außer während der Nacht. Lautes Weinen erschallt auch, sobald der Todte in den Sarg gelegt, wenn letzterer zugenagelt wird, dann unterwegs überall, wo der Zug stehen bleibt, endlich bei der Leichenfeier in der Kirche, nur nicht während der Messe. Zum Grabe selbst begeben sich nur die Männer, sie werfen einen Haufen Erde auf den Sarg, die Worte wiederholend: „Herr, erbarme dich seiner“, während die Frauen heimkehrend ihre Klagen meist in Liedern fortsetzen, in denen sie besonders die Vorzüge des Seligen hervorheben und ihn bitten, alle Verstorbenen zu grüßen. Auch bei dem üblichen Leichenmahle preist einer der Anwesenden in längerer Rede die Vorzüge des Verstorbenen; zugleich empfiehlt man ihn dem Gebete der Armen, die an solchen Tagen reichliche Gaben erhalten. Die hier und da üblichen Wachskerzen hält man für besonders geweiht, während das Licht der beim Todten brennenden Öllampe noch durch ein paar Tage im Hause des Verbliebenen unterhalten wird. Die Reste des Öles werden häufig mit Weihwasser und Brod vermengt und ins Feuer geworfen, was auf alterthümliche Todtenopfer hinzuweisen scheint. Es herrscht ein tiefeingewurzelter Volksglaube, daß die Verstorbenen zurückzukehren pflegen, um Jemandem einen Rath zu ertheilen, ihm zu drohen oder ihn zu bitten.

Sehr verbreitet ist der Glaube an die Unglückszahl 13, ebenso daß man am Freitag oder bei der einen oder anderen Mondphase nichts beginnen soll, daß die Erscheinung der Kometen, der Eintritt einer Sonnen- und Mondesfinsterniß Unglück bedeute, daß dem Menschen bei der Geburt der Stern des Glücks oder Unglücks leuchte, daß ein böser Blick schade, daß dies oder jenes dem Menschen im voraus bestimmt sei und es dagegen

keine Abhilfe gebe, daß man durch Glockengeläute oder Umstürzen eines Dreifußes vor dem Haufe Ungewitter oder Hagel abwenden könne. Letzteren bilden die auf einem Hügel Solo tanzenden Zauberinnen, die sich dann zerstreuen, um Hagel zu säen und anderes Unheil zu stiften und gegen welche nur Kriesnici, Leute, die mit einer Art Käppchen geboren wurden, mit Erfolg kämpfen können. Auch meinen sie, daß man verhext und von diesem Zauber nur durch gewisse Frauen mit Kapuzinerstaub oder geweihter Kleidung befreit werden könne, daß der Alp (mora) drücke, die Dämmerung (mrak) Kinder stehle, daß Kobolde (malici) als Knaben mit rothen Käppchen und Wolfsmenschen (vukodlaci) viel Übel verursachen, daß sich Katzen, schwarze Hunde und andere Thiere auf Kreuzwegen herumwälzen und Menschen schrecken.

Die Slaven Istriens, Kroaten und Slovenen, unterscheiden sich von einander im Allgemeinen nicht; sie sind durchaus stark, rege, kräftig und erreichen in einigen Gemeinden ein sehr hohes Alter. Im Allgemeinen sind sie arbeitjam, scharfsinnig und wißbegierig; unter ihnen gibt es Autodidakten und Volksdichter.

Die Verwandtschaftsbande sind unter ihnen fest und als ob ihnen ihre eigenen Verwandten zur Mittheilung ihrer Herzensgefühle nicht genügten, schließen sie, wie wir oben sahen, auch noch geistige Verwandtschaften verschiedener Art. Dies geschieht nach reiflicher Überlegung und selten täuschen sie sich in ihrer Wahl. Wehe aber Demjenigen, der unter dem Mantel der geistigen Verwandtschaft das Haus seines Pathen entehren würde. In der Regel dauert eine solche Verwandtschaft ungetrübt und ungestört bis zum Tode. Bluts- und geistige Verwandte bewirthen sich gelegentlich gegenseitig. Allein die Gastfreundschaft der Slaven dehnt sich nicht blos auf ihre Verwandten aus, sie hat keine Grenzen. Kommt Jemand vor ihr Haus, so laden sie ihn ein und entlassen ihn nicht, bevor er nicht ihr Brod und ihren Wein gekostet hat. Eine Art Gastfreundschaft muß ihr Benehmen fremden Bettlern gegenüber genannt werden (einheimische Bettler sind eine Seltenheit). Verkehren sie auf solche Weise mit Fremden, so ist es kein Wunder, daß sie einerseits ihre Dienerschaft als Mitglieder der Familie betrachten und anderseits es sich auch zur besonderen Ehre rechnen, wenn in ihr Haus der Geistliche, der Lehrer, der Gemeindevorsteher (Zupan) oder überhaupt ein geistliches oder weltliches Oberhaupt eintritt. Ihrem Kaiser und König sind sie nicht nur treu, sondern auch mit Leib und Seele ergeben. Ihrem Glauben, ihrer Nation, ihrem Vaterland widmen sie besondere Liebe.

Als Fehler müssen ihnen hingegen die übermäßigen Gastereien bei verschiedenen Gelegenheiten angerechnet werden, die aber, wahrscheinlich infolge des verminderten Wohlstandes, in Abnahme begriffen sind. Dafür vermehren sich, wenigstens hier und da, die Trinkgelage, bei denen es nicht selten zu Schlägereien mit blutigem Ausgang kommt. Auch Racheacte kommen vor, begangen seltener an Menschen als an Vieh, welches man

erschlägt, oder an Gewächsen, indem man z. B. die Weinstöcke fällt. Doch ist der Vorwurf, daß sie roh, daß sie nicht zutraulich und aufrichtig seien, überhaupt nicht begründet. Allerdings im Gespräche mit Herren im langen Rock (velada), die sie nicht kennen und von welcher Art Leuten sie schon öfters hintergangen worden sind, benehmen sie sich nach dem Spruche: „Ein treulofer Mensch ist der Treue nicht werth.“ Haben sie jedoch einen als gerechten und ehrenvollen Mann erkannt, so verkehren sie mit ihm aufrichtig und offen.



Hietin.